

Zur Geistesgeschichte von Alt-Graz

Von FRIEDRICH WILHELM KOSCH

Überblickt man allein die Titel der Publikationen jener Historiker, die etwa im Laufe des 19. Jahrhunderts an der Grazer Universität gewirkt haben, so wird die rühmliche Stellung dieses geistigen Zentrums im ganzen deutschsprachigen Raum deutlich. Verschieden wie die vielfältig verzweigten Arbeitsgebiete, so verschieden in Persönlichkeit, Mentalität und Stil begegnen uns die gelehrten Autoren, die der Muse Klio ihre Feder geweiht hatten¹. Manches war und ist zeitbedingt, veraltet oder wird von anderen Blickwinkeln aus betrachtet, wie ja die *Historie* unter dem Eindruck der Zeitläufe immer wieder „umgeschrieben“ wird. Doch nicht dies soll hier Gegenstand der Betrachtung sein, vielmehr unternehmen wir den Versuch eines kurzen Überblicks über jene Professoren der historischen Fachrichtung im weiteren Sinn, die Generationen von Studenten die Tore zur Wissenschaft geöffnet und sich der Nachwelt durch mehr oder weniger umfangreiche Druckwerke überliefert haben.

Unsere Reihe eröffnet ein Mann vielseitiger Gelehrsamkeit. Es ist die markante Erscheinung des kaiserlichen Rates Franz Xaver G m e i n e r (1752—1824), Dr. phil. et theol., Professor für Kirchengeschichte, Direktor der philosophischen Studien. Geboren in dem entlegenen Studentitz im Cillier Kreis, ist er in der Folge bekannt geworden weit über die Grenzen der Steiermark und Österreichs, ja über den deutschen Sprachraum hinaus. 1774 zum Priester geweiht, erhielt er ein Jahr später den Auftrag, Vorlesungen über „politische und Literaturgeschichte“ zu halten, damals in Österreich ein Novum. Eine „Eingangsrede in die Lehre der deutschen Literaturgeschichte“ war das publizistische Ergebnis dieser Tätigkeit. Mit 25 Jahren supplierte er für Kirchenrecht und bestieg schließlich mit 31 Jahren den Lehrstuhl für Kirchengeschichte, den er 40 Jahre innehaben sollte. Die Reihe seiner Veröffentlichungen, von denen einige mehrere Auflagen erreichten, ergibt, nebeneinander aufgestellt, eine stattliche

¹ Von einer detaillierten Zitierung der im Steiermärkischen Landesarchiv befindlichen Präsidial-Gubernial-Statthaltereiakten, der Testamente und Nachlässe wurde wegen der Vielzahl Abstand genommen. Gleiches gilt von der sehr verstreuten Literatur. Doch der Kundige weiß selber, wo er suchen muß, um an die Materie heranzukommen.

Länge. Doch Gmeiner, wohl die bemerkenswerteste Persönlichkeit der josephinischen Zeit an der Grazer Hochschule², war nicht nur ein Mann des Schreibtisches in weltferner Gelehrtenstube. Als wortgewaltigen Kanzelredner hörte man ihn in vielen Gotteshäusern: im Grazer Dom, in der Stadtpfarrkirche, der St.-Georgs-Kirche, in Straßgang, in St. Veit am Aigen, in Premstetten und anderwärts. Der Fluß der Rede formte sich ihm scheinbar leicht. Sowohl Pathos wie auch der lange Atem zu weit ausholender Abhandlung scheint ihm gleichermaßen eigen gewesen zu sein. Er hielt Gedenkreden, Nachrufe, Ansprachen zu kirchlichen Festen, manchmal mit viel Rückgriffen auf das Alte Testament, jedoch gleich wirkend auf Gebildete wie auf einfache Zuhörer. Als Historiker sah sich Gmeiner, wendigen Geistes, mit großem Einfühlungsvermögen, als „Zeitgenosse der Geschehnisse“. Mit erstaunlicher Schaffensfreude erarbeitete er in vergleichsweise kurzen Abständen eine Folge von umfangreichen Manuskripten, die in Buchform meist bei der zunächst theologisch orientierten Verlagsbuchhandlung Weigand & Ferstl in Graz oder in Frankfurt am Main erschienen und die, wenn auch zum Teil an ältere Vorbilder sich anlehnend, in der Bewältigung großer Stoffgebiete Achtung abnötigen. In den Jahren 1779 und 1782 erschienen „Das öffentliche allgemeine Kirchenrecht“, „Das besondere Kirchenrecht“, „Gedanken über die bischöflichen Konsistorien überhaupt und insbesondere über die Ehestreitigkeiten, die in denselben entschieden werden“, eine Arbeit, die, wie Gmeiner meinte, die „Entdeckung der Wahrheit“ sich zum Ziel setzte. Weiters brachte er die Schrift „Beweis, daß die Ordensgelübde aufgehobener Orden ohne Dispens ihre Verbindlichkeit verlieren“ heraus. Zum Anwalt der oft in unwürdiger Lage sich befindlichen Geistlichen auf dem Land machte sich Gmeiner mit der Publikation „Über die Geringschätzung und den schlechten Unterhalt der Seelsorger“. Gerade fähige Männer, so meint er hier, würden durch das geringe gesellschaftliche Ansehen und die jämmerliche Versorgung davon abgehalten, den geistlichen Beruf zu ergreifen. So käme es, daß ungeeignete Mittellose daraus einen, wenn auch äußerst kümmerlichen, Broterwerb machten. Landpfarrer schätze man eben für Leute, die „von keiner Beträchtlichkeit“ seien. Ein Unterschied zwischen einem Kaplan und einem Dienstboten sei nicht zu sehen³. Zur Verbesserung der Lage dieser Priester wagte Gmeiner einen Hinweis auf die diversen Schatzkammern, wo Dinge tot auf einem Haufen herumlägen, „zum Beglotzen ausgelegt wie Jahrmarktware“. Eine Attacke gegen nichtstuende Domherren dürfte dem Furchtlosen

² S. a. A. Posch, Die kirchliche Aufklärung in Graz und an der Grazer Hochschule. Festschrift der Univ. Graz, Graz 1937, S. 153 ff.

³ Etwa 1782 erhielt ein Kaplan 52 fl. im Jahr.

auch nicht gerade Freunde eingebracht haben, desgleichen nicht die Bemerkung „die Kirche strotzt vor Glanz an ihren Wänden, und die Armen schmachten, sie umwindet ihre Mauern mit Gold, und ihre Söhne läßt sie nackt“. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der im Aufwind der josephinischen Intentionen avancierte Professor verschiedentlichen Angriffen ausgesetzt war. Wenn wir einen Zeitgenossen Gmeiners, den den Freuden des Daseins nicht abgeneigten Dechant Johann Baptist v. Winklern⁴, hören, ging es nicht gerade vornehm zu. Als nicht zur „römischen Zelotenpartei“ gehörend, spricht Winklern von Haß, Verfolgung und Unterdrückung, die Gmeiner zuteil wurde, seine Widersacher „fletschten die Zähne“ gegen ihn⁵. Gmeiner indessen arbeitete unbeirrt weiter. 1783 erschien „Epitome theologiae dogmaticae“, ein Lehrbuch. Daß danach Bedarf bestand, beweisen die weiteren Auflagen dieses Werkes, das weite Verbreitung fand. Selbst in Coimbra in Portugal herrschte Nachfrage nach Gmeiners Lehrbüchern. Eine Übersicht über den theologischen Studienplan mit Definition aller theologischen Disziplinen kam mit dem „Schema encyclopaediae theologiae“ 1786 heraus. Bereits im folgenden Jahr erschienen zwei Bände „Literaturgeschichte der Philosophie“, die Gmeiner unter Heranziehung älterer Literatur — in Ermangelung katholischer — protestantischer Autoren geschrieben hatte. Eine gewisse Geringschätzung des Mittelalters und Überbewertung der eigenen Gegenwart tritt hier zutage. Ebenfalls zweibändig erschien im selben Jahr „Epitome historiae ecclesiasticae“ im Wettbewerb mit Dannenmayer⁶ im Zusammenhang mit einem auf 100 Dukaten ausgesetzten Preisausschreiben. Dannenmayers Lehrbuch wurde zwar bis 1834 öffentlich in Verwendung genommen, doch fand Gmeiners Buch außerhalb Österreichs weitere Verbreitung, es wurde in Würzburg und Ingolstadt benützt. Eine zweite Auflage wurde notwendig. Eine weitere Auflage erlebte auch das Buch „Institutiones juris ecclesiastici“, geschrieben in dem Sinn, daß das Kirchenrecht nicht nur kanonisches Recht, sondern auch Staatskirchenrecht sei. Wiederum zweibändig erschien 1795 unter Gmeiners emsigem Federkiel das als Lehrbuch gewertet sein wollende „Allgemeine deutsche Lehenrecht“.

⁴ S. F. W. Kosch, Das Grazer Bücherrevisionsamt 1781—1848. In: ZHVSt. Jg. 1969, S. 75, Anm. 159.

⁵ J. B. v. Winklern, Biogr. u. literarische Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern, welche in dem Herzogthume Steyermark geboren worden sind etc., Grätz 1810, S. 52 ff.

⁶ Dannenmayer, Mathias (1744—1805). Seine „Institutiones historiae eccl.“, 1783 u. 1788 erschienen, in Abhängigkeit von protestantischen Vorbildern, wurden von Joseph II. zum offiziellen Lehrbuch erhoben.

Das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist dann für den erfolgreichen Schriftsteller Gmeiner ausgefüllt mit Neuauflagen seiner Bücher. In der Folge begegnet uns der Vielbeschäftigte noch als Autor von Aufsätzen im „Aufmerksamen“. 1816 erlebte der „Doctor der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit“, so der offizielle Titel, taxfrei die Ernennung zum kaiserlichen Rat mit einer Personalzulage von 300 fl. jährlich. 1818 aber legte der stets initiative Mann mit dem dicken, knolligen Gesicht⁷ und dem Doppelkinn das mühsame Direktorat der philosophischen Studien nieder und widmete sich ausschließlich nur noch seinen Vorlesungen, die er fünfmal in der Woche in lateinischer Sprache hielt. Allerdings, die Studenten verstanden den Professor bald nicht mehr: Der ehemalige Kanzelredner war von einem Stimmbandschwund getroffen worden. So suchte Gmeiner 1821, als 69jähriger, mit einer für einen Vielschreiber erstaunlich klaren und leicht lesbaren Schrift um seine Entlassung vom Lehramt an, mit Belassung seines Gehalts von 800 fl. und der Zulage von 300 fl. unter Hinweis auf seine 43jährige Tätigkeit und eine seit Jahren andauernde „Hypochondrie“. Die theologische Studiendirektion befürwortete das Pensionierungsansuchen Gmeiners als eines „in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Veteranen“. Das Ansuchen wurde bewilligt, und Gmeiner erhielt nebstbei eine erwartete Auszeichnung in Form einer goldenen Medaille mit Kette, bei deren Verleihung der ganze Lehrkörper anzutreten hatte. Medaille und Kette verwahrte Gmeiner dann in seinem Schlafzimmer in Papier eingewickelt und vermachte sie, wie auch eine Sammlung seltener Gold- und Silbermünzen, seiner in Marburg lebenden Schwester Franziska, verehelichte Mally. Von seinen Eltern hat Gmeiner merkwürdigerweise nicht geredet, wohl aber von seinem Großvater mütterlicherseits, Seraphicus Mariaschitz, der das nicht sehr bedeutende Schloß und Gut Wurzenegg im Cillier Kreis besaß, also nicht ganz unbemittelt war. Für diesen Großvater machte Gmeiner eine Stiftung „auf ewige Zeiten“ bei der Pfarrkirche in Praßberg in Form von 40 Messen im Jahr⁸. Auf Gmeiners letzter Lebensspanne scheinen einige Schatten gelegen zu sein. Nicht nur der schmerzliche Schwund des Sprechorgans verdüsterte die Tage, auch die langjährige Wirtschafterin Anna Maria Salmer mußte mit Gebärmutterkrebs ins Siechenhaus übersiedeln. 72jährig ist Gmeiner am 27. Februar 1824 an einer Lungenentzündung gestorben, als

⁷ S. Jos. Karl Kindermann, Der Freund des steyerländischen Volkes, 2. Bd., Grätz 1787, S. 158.

⁸ Darüber gab es eine unerquickliche Kontroverse mit dem Lavanter Ordinariat, das die Kosten für den Priester mit 1 fl., für „Abnützung der Paramente“ 15 Kreuzer und 3 Kreuzer für den Mesner errechnete. Obgleich man im Gubernium vermutete, daß es sich hier um eine „unbillige Anmaßung“ handle, fügte sich Gmeiner und sah eine Vormerkung auf das Gut Wurzenegg vor.

ein am Ende auch in Österreich anerkannter und verehrter Gelehrter⁹. Er war übrigens der erste Autor in den österreichischen Erblanden, der das Kirchenrecht in deutscher Sprache abgehandelt hat.

Das Fach Gmeiners supplierte kurzfristig 1822 und 1823 Ludwig Chrophius v. Kaisersieg (1792—1861), der bereits als 17jähriger Jüngling während der französischen Besatzungszeit als Dolmetscher Verdienste gesammelt hatte, 1813 in das Stift Rein eingetreten war, mit 26 Jahren als Professor des Bibelstudiums in Salzburg wirkte und in gleicher Eigenschaft dann nach Graz kam. Publizistisch ist Chrophius zwar nicht in Erscheinung getreten, doch gewann er gewissen Einfluß als Abt, als Direktor der theologischen Studien und als Mitbegründer des Historischen Vereins für Steiermark sowie als Universitätsrektor. So trat er verschiedentlich als Befürworter mehrerer Theologen zur Erlangung von Professuren in Erscheinung, allerdings nicht immer mit Erfolg. Auch der Reiner Pater Hieronymus Hausgenoß, der schon 1814 einige Zeit Kirchengeschichte suppliert hatte, gelangte nicht ans Ziel. Das Tauziehen um die Lehrkanzel war schon einige Zeit im Gange. Der „brave Professor“ für Weltgeschichte in Laibach, Richter, hatte beispielsweise in Erzherzog Johann einen gewichtigen Fürsprecher, dessen „sehnlichster Wunsch“ es war, Richter in Graz zu sehen. So intervenierte er beim Gouverneur Graf Aicholt in Graz und unternahm Schritte in Wien. Indessen war die Berufung Anton Kleins (1788—1867), eines ehemaligen Kaplans in Wolfpassing in Niederösterreich, dann am Hof in Wien und schließlich Professor in Olmütz, schon beschlossene Sache.

Klein, von der k. k. Studienhofkommission aufgefordert, sich „schleunigst“ beim steierländischen Landespräsidium zu melden, las zunächst nach seines Vorgängers Gmeiners „Epitome“, ab 1825 nach Dannemayers „Institutiones“ in lateinischer Sprache. Bereits 1820 war von der Studienhofkommission an alle Professoren der Kirchengeschichte die Aufforderung ergangen, eine für die akademischen Vorlesungen brauchbare Kirchengeschichte zu verfassen. Klein scheint an dem Manuskript sieben Jahre gearbeitet zu haben. 1828 gelang ihm die Herausgabe eines zweibändigen Werkes unter dem Titel „Historia ecclesiae christianae a nativitate salvatoris usque ad obitum Pii VII. pont. max.“, und Klein fragte an, ob er das Buch bei seinen Vorlesungen benützen dürfe, das auch von anderer Seite mit Nachdruck lanciert wurde. Die katholische Studiendirektion urteilte über Kleins Werk, daß es die Mitte halte zwischen bereits vorhandenen voluminösen Werken, auch behandle es die Literatur

⁹ Gmeiners Wohnung in Graz läßt sich in der Herrngasse Nr. 164 nachweisen, zuletzt im Hause des Schlossers Wirth in der Pfarrgasse (1883 abgerissen und mit anderen Häusern in den Generali-Höfen aufgegangen). Popelka I, S. 581 f.

„mit mehr Eifer“, wodurch der Schüler auf die Quellen aufmerksam gemacht werde, dann sei die Bescheidenheit der Darstellung unter Vermeidung langer Schachtelsätze dem Fassungsvermögen der Studierenden angemessen. Allein, die Studienhofkommission in Wien lehnte Kleins Buch als für Vorlesungszwecke zu weitschweifig ab¹⁰, zudem würde in Kürze ein etwas besseres „Vorlesebuch“ zum Vorschein kommen, auch wolle man den Theologen eine doppelte Anschaffung eines Lehrbehelfs ersparen. Wenn zwar Klein mit seinem Elaborat hier offensichtlich zu spät kam, erlangte er dennoch im Oktober 1830 eine Professur in Wien, blieb aber noch einige Zeit in Graz. 1834 wurde er Kanonikus zu St. Stefan, Abt Chrophius leistete ihm bei einer Gehaltsnachzahlung Unterstützung.

Das Hauptwerk des ehemaligen Grazer Professors, „Geschichte des Christenthums in Österreich und Steiermark“, erschien in sieben kleinen Bändchen im Verlag der Mechitaristen¹¹ zu Wien ab 1841, also bereits in seinem Ruhestand. In dem 1839 verfaßten Vorwort räumt er für sich selbst die Möglichkeit von Irrtümern ein, wie sie bei der Bewältigung eines so großen Stoffes eben entstehen könnten. Weit ausholend beginnt er bei den „ältesten Bewohnern von Österreich und Steiermark“ und führt bis zu der einigermaßen pessimistisch beurteilten Gegenwart. Ganz allgemein beklagt er die Abnahme des christlichen Glaubens. Die Sitte „nicht ganz gemeiner Familien“, einen Geistlichen als ständig gern gesehenen Besucher zu Gast zu haben, sei abgekommen. Gemeinschaftliche Gebete in den Familien hörten auf, desgleichen das Lesen religiöser Bücher, an deren Stelle „Romane und die Sinnenlust weckende“ Schriften träten, das Interesse für kirchliche Feste schwinde, statt dessen gäbe es „Tanzmusiken und die Sittlichkeit gefährdende Vergnügungen“. Man verlöre den Geschmack an den Lebensumständen der Heiligen und ergötze sich, meinte Klein in einiger Verkennung der Antike und der Welt Homers, an den schlüpfrigen Fabeln der griechisch-römischen Götterlehre, auch die darstellende Kunst finde Gefallen an der „fabelhaftesten Götterwelt“, und die Gebildeten befestigten sich lieber eine Venus an der Wand als ein christliches Bild. Solange die schlechte Erziehung fort dauere, könne das Christentum sich nicht aus seinem Verfall erheben¹².

Nach dem Abgang Kleins nach Wien übertrug man dem Reiner Stiftspriester Wilhelm Bittermann, der bereits Dogmatik lehrte, die

¹⁰ Den Akt zeichnete der Hofkanzler und Präsident der k. k. Studienkommission A. F. Graf Mitrovsky v. Mitrovitz u. Nemischl (1770—1842).

¹¹ Armenisch-unierte Mönche mit Benediktregel, 1701 von Mechitar v. Sebaste in Stambul gegründet, Hauptsitz auf der Insel S. Lazzaro bei Venedig. Eine Kongregation etablierte sich seit 1810 in Wien, wo sie von Graf v. Hohenwart gefördert wurden. Wissenschaftliche Tätigkeit.

¹² A. Klein, Geschichte, Bd. 7, Wien 1842, S. 373 ff.

Supplierung der Lehrkanzel für Kirchengeschichte, wobei man allerdings seitens des theologischen Studiendirektorats bedauerte, daß sich im dichtbelegten Priesterhaus niemand finde, der für das höhere Lehramt Interesse zeige, was eine bessere Auswahl bei der Besetzung ermögliche. Bittermann wurde von Abt Chrophius nachhaltig unterstützt. Der sogenannte Konkurs zur Wiederbesetzung der erledigten Lehrkanzel wurde auf den 26. Jänner 1832 festgesetzt. Bittermann, der ein Jahr Kooperator an der Stiftspfarr in Feistritz gewesen war, sollte allerdings kein Glück haben, denn das Seckauer Ordinariat befand sich in bezug auf seine Person in völligem Gegensatz zu Chrophius. Man habe nämlich aus „sicherer Quelle“ erfahren, daß Bittermann mit dem gewählten Ordensstand nicht zufrieden lebe und er das Reiner Kloster nur als Ausgangsbasis für die Erlangung eines Postens betrachte. Auch Züge der Eitelkeit seien an dem Bewerber zu beobachten, so daß eine „Hindanhaltung“ Bittermanns von der einflußreichen Stelle eines Theologieprofessors wünschenswert sei. Es nützte wenig, daß Chrophius bei seinem Schützling nur liebenswerte Eigenschaften sah. Bischof Roman Zängerle¹³ machte aus seiner Aversion kein Hehl. Er hatte nämlich mit dem Bruder des Lehrkanzelanwärters, dem in Aflenz wirkenden St. Lambrecht Priester Adalbert Bittermann, einen heftigen Streit gehabt. Da Pater Adalbert sich der Jurisdiktion des Bischofs durch Übertritt in den Deutschen Orden entzogen hatte, entlud sich, in einer Art von Sippenhaftung, dessen Zorn auf den völlig unbeteiligten Bruder Wilhelm Bittermann. Diesen wolle er, so donnerte der Bischof zorn erfüllt, trotz abgelegter Studien „solange im Stift als Frater demütigen, bis er es für gut finde, ihm die Hände aufzulegen“. Neun Manuskriptseiten verwendete Abt Chrophius für seinen Schützling, doch Zängerle lehnte zu des Abtes „nicht geringem Befremden“ erneut ab. Bei so massivem Widerstand wäre Bittermann seines fürderen Lebens nicht froh geworden, und er verzichtete 1832 auf den ausgeschriebenen Posten. Er wechselte zur Feldgeistlichkeit über.

Zu der Konkursprüfung reiste nun der Admonter Pater Franz Xaver Vogt an, der damals gerade in Judenburg am Gymnasium wirkte. Ohne Unterbrechung arbeitete er von acht Uhr früh bis gegen sieben Uhr abends ohne Beziehung eines Behelfsbuches über das Thema „Symboli, dicti apostolorum, qualis origo et auctoritate“, weiters über „Causae, quae moverunt Constantinum M. ad religionem christianam amplectendam, quales?“ und „Gregorii IX. pontificis praecipua exponantur gesta, et in specie ejus cum Friderico II. agendi rationis crisis instituat.“. Für den

¹³ Roman Franz Zängerle (1771—1848), Sohn eines Tiroler Seifensieders, 1824 zum Fürstbischof von Seckau und Administrator des Bistums Leoben ernannt.

mündlichen Vortrag war das Thema „Monachorum origo“ vorgesehen. Vogt, ein Mann von 40 Jahren, der Latein fehlerfrei und fließend vortrug, hätte sich die Mühe sparen können, denn er schien wiederum dem Abt Chrophius nicht ganz genehm, der dahingehend urteilte, des Admonsters Konkurselaborat biete nicht mehr kirchenhistorische Kenntnisse, wie man sie bei jedem der wissenschaftlichen Bildung sich befließigenden Glied des geistlichen Standes „billig erwarte“, weiters sei eine „meisterhafte Darstellung“ nicht ersichtlich und dergleichen mehr. Ein anderer Bewerber war auch der spätere Abt des Benediktinerstiftes zu Braunau in Böhmen, Johann Nepomuk Rotter, der zwar als Prälat verdienstvoll wirkte, sich im Landtag aber einseitig für die Tschechen einsetzte, um nicht, wie Zeitgenossen berichten, von seinen tschechischen Mitbrüdern im Kloster gepeinigt zu werden. Anlässlich seiner Bewerbung in Graz bestand man ihm immerhin eine gewandtere Darstellungsgabe und größere „formale Bildung“ als den anderen Aspiranten zu, doch gelangte man nicht zu einer einhelligen Meinung. Rotter wirkte erst ab 1836 in Graz auf dem Gebiet der Dogmatik, um 1842 wieder an die Moldau zurückzukehren. Ein Kaplan aus Schirgiswalde in Böhmen trat als dritter Aspirant in Erscheinung, Joachim Schimunek. Dieser hatte auch zu Komotau und Trebnitz unter zahlreichen Nichtkatholiken verdienstvoll gewirkt, in Leitmeritz Kirchengeschichte suppliert und beherrschte das in Graz allerdings nicht gefragte Tschechisch. Obwohl man zwar „den größten Reichtum an materiellen Geschichtskennntnissen, eine ausgebreitete Belesenheit und ein glückliches Gedächtnis“ anerkannte, fand dieser Anwärter ebenfalls nicht ungeteilten Beifall. Am Ende placierte sich der „in allertiefster Ehrfurcht ersterbende alleruntertänigst gehorsame“ Mathias Robitsch, der bereits, als er noch in Wien studierte, als Mann mit „hoffnungsvollen Eigenschaften“ bezeichnet wurde und das Wohlwollen des Abtes Chrophius genoß. Die ursprüngliche Reihung Schimunek, Rotter, Robitsch wurde schließlich umgekehrt und Robitsch primo loco fixiert. Erstens habe er bereits das theologische Doktorat, dann richte er seinen Vortrag so ein, „daß selbst mittelmäßige Köpfe“ zu folgen vermöchten, zudem sei er, aus Proberschetz bei Marburg gebürtig, des Windischen mächtig. Robitsch halte zwischen Schimunek und Rotter die Mitte, wenngleich ihn weder umfassende Kenntnisse noch Meisterschaft in der Bewältigung des Stoffes auszeichneten. Immerhin kenne er „interessante Details“.

Anton Robitsch (1802—1892) nun profilierte sich neben kleineren Schriften durch sein Hauptwerk „Geschichte der christlichen Kirche“, übersetzt in einige Sprachen der Donaumonarchie. Das Werk, in vier Auflagen erschienen, kam zunächst einbändig 1853 in Graz bei der Ferstl'schen Buchhandlung, dann bei der Hurter'schen Buchhandlung in

Schaffhausen 1872 und zweibändig bei Manz in Regensburg 1889/91 heraus, in Robitschs 87. Lebensjahr, bearbeitet von dem Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien, C. J. Vidmar. Das Werk, „in populärer Darstellung zur Belehrung und Erbauung“, in verschiedenen privaten und öffentlichen Lehranstalten eingeführt, hat auch in der vierten Auflage die ursprüngliche Zielsetzung beibehalten mit übersichtlicher Anordnung des riesigen Stoffes. Daß viele Textstellen, Formulierungen und Gedankenabfolgen heute nicht mehr befriedigen können, darf nicht verwunderlich erscheinen. Da ist Mohammed, der Begründer des Islams, ein „gemeiner Sklave der Wollust“, da ist Martin Luther noch ein „lästerlicher meineidiger Mönch“. In einer anderen größeren Schrift, „Geschichte des Protestantismus in der Steiermark“ (Graz 1851, 2. Auflage 1865 bei Leuschner), läßt Robitsch als Abschluß die Worte Erasmus' von Rotterdam als Ausklang stehen, nach denen in den Anhängern des neuen Evangeliums „Heuchler, Tyrannen, Rasende und Räuber“ zu sehen seien. Erasmus war damals freilich bereits gut 300 Jahre tot . . . Robitsch, der 1850 auch die Lehrkanzel für Kirchenrecht übernahm, war siebenmal Dekan der theologischen Fakultät und zweimal Rektor. Persönlich bescheiden, warnte er seine Verehrer vor dem „Anröchern“. Sein Vortrag wirkte, nach zeitgenössischen Berichten, etwas langweilig und trocken. Bei Prüfungen pflegte er mit dem Finger auf den Kandidaten zu stechen und ihm ein einziges Wort zuzuwerfen, aus dem jener seine Antwort zu entwickeln hatte. Zu dem Josephiner Gmeiner etwa stand Robitsch in völligem Gegensatz. In streng kirchlichem Geist vertrat er die Ansicht, daß man Personen schonen müsse, um die Institution nicht zu schädigen, wobei sich in den eigenen Reihen freilich die Frage erhob, ob damit der Wissenschaft wirklich gedient sei. Daß er die Akzente etwas einseitig setzte, wird nicht bezweifelt. Robitsch, Ehrendomherr, Pfarrkonkursexaminator, Mitglied der rechtshistorischen Staatsprüfungskommission, fürstbischöflicher Konsistorialrat, Rat des Ehegerichtes und Prosynodalexaminator, ist 90 Jahre alt geworden. Auf dem Schloßberg hatte man täglich dem abends ohne jegliche Emotion mit Gewinn oder Verlust Tarock spielenden geistlichen Herrn begegnen können. Eine gewisse Gemütskälte, selbst bei Todesfällen befreundeter Personen zutage tretend, scheint Robitsch eigen gewesen zu sein, vermutlich aus dem rustikalen Milieu der Kindheit herrührend.

Bäuerlicher Herkunft war auch der Verfasser des über 900 Druckseiten gehenden Werkes über den Fürstbischof Martin Brenner, „Ein Charakterbild aus der steirischen Reformations-Geschichte“ (Graz—Leipzig 1898), Leopold Schuster (1842—1927). Der aus St. Anna am Aigen Stammende machte bereits als junger Theologe auf sich aufmerksam

anlässlich der Inaugurationsansprache des Rektors der Universität, Oskar Schmidt, in der von der Abstammung des Menschen von niederen Tierstufen geredet wurde¹⁴. Im Nachhang zu einer Kontroverse brachte er mit drei anderen Theologen eine Broschüre (Graz 1865) heraus, mit Eifer und vollem Einsatz gegen den Darwinismus Stellung nehmend. Neben Schuster schienen als Bewerber um die Nachfolge Robitschs der Priester Ignaz Zeunschirm, der wegen „mangelhaften Elaborates“ nicht in nähere Erwägung gezogen wurde, und Rudolf v. Scherer auf, der 1874/75 bereits Kirchengeschichte suppliert hatte und etwas vor Schuster rangierte, bei dem man aber das „fehlende praktische Moment“ vermißte. Auch bei Schuster sah man „einige Lücken“, doch wurden beide, Scherer für eine neu zu schaffende Kanzel für Kirchenrecht, Schuster für Kirchengeschichte, vorgeschlagen. So geschah es dann auch. Schuster lehrte bis zu seiner Berufung zum Nachfolger Bischof Zwergers im Jahre 1893. Verschlungen, auf seinen engsten Pflichtenkreis konzentriert, hatte er „keine vertraute Umgebung“¹⁵. Gegen Schusters Hauptwerk über Martin Brenner, ohne Zweifel verdienstvoll durch die Beibringung vieler Details, hatten, wie nicht anders zu erwarten, profunde Kenner der Materie schwerwiegende Einwände vorzubringen. Es sind dieselben, die man gegen den Vorgänger Robitsch anbrachte: Die für die eigene Einstellung sprechenden Dinge sorgfältig hervorzuheben, Nachteiliges oder andere Sachverhalte aber beiseite zu lassen oder gar nicht zu erwähnen, eine der Wahrheitsfindung nicht immer dienliche Vorgangsweise. Aber bekanntlich scheiden sich spätestens bei Reformation und Gegenreformation die Geister. Loserth, der noch genannt werden wird, sah beispielsweise in einer tendenziösen Apologie nicht eben das Ziel des Historikers.

Eine liebenswürdige und heitere Persönlichkeit, wie ihn Zeitgenossen schildern, war der letzte Kirchenhistoriker, den wir hier nennen, Anton Weiß (1852—1912). Der Nachfolger Bischof Schusters in dessen früherer Funktion als Professor ist als Verfasser einer eindrucksvollen „*Historia ecclesiastica*“ (Graz—Wien 1907 ff.), in lateinischer Sprache geschrieben, hervorgetreten sowie einer zweibändigen Geschichte der thesianischen Schulreform in Böhmen. Auch eine Schrift über Aeneas Silvius Piccolomini als Papst Pius II. (Graz 1897) stammt u. a. von seinem

¹⁴ Der Ansicht, daß eine Tierart in langsamer Evolution bis zum heutigen Menschen sich entwickelt habe, daß das Leben, das durch uns hindurchströmt, vom Tiere komme, huldigt auch der sog. holländische Katechismus, autorisiert von Kardinal Alfrink, Utrecht 1966, deutsche Ausgabe Nijmegen-Utrecht 1968, S. 13 f. Mit dem Fortschreiten von Forschungsergebnissen scheint jedoch auch diese Ansicht bereits wieder ins Wanken geraten. Man sieht: mit „endgültig“ sein wollenden Behauptungen kann man nicht vorsichtig genug sein.

¹⁵ A. Posch, Tgp. 19. März 1954.

Schreibtisch. Anton Weiß' Weg hatte über Kindberg, die Grazer Grabenpfarre an die Universität geführt, deren Rektor er 1896/97 war. Um die Jahrhundertwende bearbeitete er die Nuntiaturberichte in Rom. Früh, mit 60 Jahren, starb Weiß zu St. Ruprecht an der Raab an einem Herzschlag.

Konkurrenten für ein Lehramt auf dem Gebiet der „Weltgeschichte und der Geschichte des Deutschen Reiches“ waren zunächst Joseph Wartner, Sohn eines Bäckermeisters zu St. Stephan bei Stainz, in der Folge ständischer Archivar, und der aus einer Elsässer Professorenfamilie stammende Julius Franz Borgias Schnell (1777—1832), mütterlicherseits französischer Abstammung. Ein sehr verschiedenartiges Milieu. Schneller, als 19jähriger bei der Landwehr, dann abenteuerlich mit Schauspielergesellschaften herumziehend, beendete gleichwohl in Wien seine Studien und weitete dann den Gesichtskreis in Begleitung eines Grafen Sinzendorf durch Reisen durch halb Europa. Wenngleich in Wien mit den bemerkenswertesten Persönlichkeiten verkehrend, gelang es ihm nicht, dort Fuß zu fassen, sein Schicksal blieb die Provinz, zunächst als Professor in Linz, dann seit 1806 in Graz, mit 800 fl. Gehalt und zunächst „ohne Vorrückungsrecht“. Später erhielt er 1000 fl. aus dem Studienfonds. Schneller gehörte zu jenen nicht gerade häufig zu findenden Professoren, die, freilich thematisch bedingt, begeistert und begeisternd zu reden verstanden. Die Zuhörer, so wird berichtet, wurden zu Statuen, wenn Schneller sprach. Das Auditorium, eine noch Ideale besitzende Jugend, pflegte ihn nach Hause zu begleiten, ein Umstand freilich, der wieder bei der Polizei Bedenken hervorrief. Den bekannten Kampf mit der Zensur hat nicht nur er selber, sondern noch seine Witwe Anna geb. v. Stadler-Prokesch führen müssen¹⁶. Der Stil seiner zahlreichen, oft in mehreren Auflagen erschienenen Bücher hat auch hämische und ablehnende Kritiker gefunden, teils zu Recht, teils aber auch aus Neid. Selbst bisweilen eine scharfe Klinge führend, kennzeichneten Ehrlichkeit und offene Aufrichtigkeit diesen Mann, Eigenschaften, die im öffentlichen Dienst allerdings nicht jedem immer zum Vorteil gereichen können. Lassen wir den Linzer und Grazer Ehrenbürger, als er 1823 um seine Enthebung und um „Auswanderungsbewilligung“ ansuchte, als sich ihm in Freiburg im Breisgau eine Möglichkeit eröffnete, selber zu Wort kommen: eine patriotische Gesinnung für das Erzhaus Österreich habe er bereits 1796 bewiesen, als er ein Aufgebot wider den Feind zusammenbrachte (Gefecht bei Wagenstadt), in Linz habe er die k. k. Wollenzeugfabrik gegen die Franzosen verteidigt, 1809 über Auftrag des Ministers Graf Saurau die Spani-

¹⁶ F. W. Kosch, a. a. O., S. 69.

sche Proklamation übersetzt und überarbeitet. „Das Herz des Bittstellers“ (um Enthebung), so sagt Schneller schließlich, „ist mit dem innigsten Dank erfüllt für die von dem Fürsten und dem Volke des Kaiserthums Österreich genossenen Gnaden. Er wird denselben aussprechen bey jeder Gelegenheit zur Freyburg im Breisgau, wo das Haus Österreich seine uraltesten Besitzungen hatte und die Person Seiner Majestät des jetzigen Kaisers in den neuesten Zeiten die altergebenen, kindlichen Herzen wiederfand“. Nur 55jährig, ist der sehr profilierte, auch als Sonettendichter hervorgetretene Mann 1832 in Freiburg einem Schlaganfall erlegen.

Den Blick auf die erledigte Lehrkanzel gerichtet, nahten nicht weniger als neun Anwärter aus dem Hintergrund. „In demütiger Unterwerfung“ wurde der Professor der allgemeinen Geschichte in Laibach, Franz Xaver Richter, in „Ansehung seiner Dienstjahre, seines Amts- und sonstigen literarischen Eifers und auch seiner geschwächten Gesundheit“ vorstellig. Das nach Ansicht der Beurteiler beste Konkurslaborat lieferte indessen der Benediktinermönch Albert v. Muchar, der zudem seit 1814 das „schwere Lehramt des Bibelstudiums“ in Admont ausübte. Dieser wurde dann auch an erster Stelle vom philosophischen Studiendirektorat nominiert, Richter an zweiter. Das Rennen machte jedoch der an dritter Stelle placierte Leopold Haßler, damals Professor der Universalgeschichte an der philosophischen Lehranstalt zu Przemyśl. Wir wollen nicht bei den weiteren Aspiranten, den meist „absolvierten Juristen“ Veith und Rucker aus Graz, Vietz aus Wien, Kaiser aus Görz, Sporschill aus Brünn und deren hingeschwundenen Hoffnungen verweilen, wohl aber etwas bei Albert Johann Polsterer (1798—1839), der den abgetretenen Schneller bereits schon einmal vertreten hatte und nun die freie Lehrkanzel supplierte. Polsterer, der Sohn eines k. k. Beamten, mütterlicherseits rheinländischer Abstammung, seit früher Kindheit weitgereist, hat sich der Nachwelt mit einem zierlichen, ansprechenden Büchlein „Grätz und seine Umgebungen“, bei Damian & Sorge 1827 erschienen, überliefert. Mit 22 Jahren abenteuerlustig, schloß er sich 1820 den österreichischen Truppen an und gelangte bis nach Reggio di Calabria. 1823 bis 1825 traktierte er dann provisorisch Universalgeschichte des Altertums, des Mittelalters und der neuesten Zeit unter Heranziehung älterer Vorlagen, desgleichen las er über allgemeine Geschichte des österreichischen Kaiserstaates und weiters über Diplomatie und Heraldik, zusammen neun Stunden in der Woche, ein wohl sehr weitgespanntes Programm. 1826 wurde er formell seiner Supplententätigkeit enthoben und scheint dann keinen kontinuierlichen Weg mehr gefunden zu haben. Im gleichen Jahr finden wir ihn in Wien beim Zentralbücherrevisionsamt, wenig anregende Zensurarbeit durch Schreiben von Aufsätzen auf-

lockernd. Die Bekanntschaft mit dem Konkurrenten Franz Liszts, dem Virtuosen Thalberg, ermöglichte es dem unruhigen Geist, für eine Reihe von Jahren von der engen Bürostube in die Weiten Deutschlands, Frankreichs und Italiens zu entfliehen, aber immer wieder zieht es ihn in sein geliebtes Graz, in dem er, wie er selbst sagte, die schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Wer sie ihm verschönte, wissen wir nicht. 1837 hält er hier Vorlesungen über Philosophie und Geschichte, redigiert die „Grazter Zeitung“ und den „Aufmerksamen“, bereitet größere Manuskripte vor, doch nimmt der Tod dem 41jährigen, der nie nach lautem Beifall gelehzt hatte, kurz nach seiner Verhehlung die Feder aus der Hand.

Der bereits genannte Leopold Haßler (1792—1851) brachte aus Przemyśl¹⁷ ein selbstverfaßtes Buch mit: „Grundriß der allgemeinen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage“ (erschieden 1822 in Wien). In Graz seßhaft geworden, arbeitete Haßler an der Fortsetzung des Werkes weiter, das den Versuch eines Überblickes über einen ungeheuren Stoff unternahm und für in die Materie Einzuführende sicher nicht undienlich war. Die weiteren Abteilungen erschienen neun bis zehn Jahre später, nachdem die k. k. private Papierfabrik und Buchdruckerei Tanzer in Graz sich der Sache angenommen hatte, jedoch immer noch „auf Kosten des Verfassers“. Insgesamt präsentiert sich das Werk in zwei Bänden. Ein späterer Fachkollege (Krones) hat Haßlers literarische Tätigkeit „anspruchlos“ genannt. Haßler selbst vertrat die Ansicht, daß es vordringliche Aufgabe des Lehrers sei, nicht „Neues“ vorzutragen, sondern mit dem „Besten und Nützlichsten“ des bereits Vorhandenen bekanntzumachen. So verlautet er im Vorwort zu seiner im Verlag Ignaz Klang 1842 in Wien erschienenen „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates nach Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken“. Als Behelf für Studierende erfüllte die Schrift durch übersichtliche Anordnung des Stoffes sicher ihren Zweck. Haßler stammte aus einer Wiener Beamtenfamilie, der Großvater war Hauptkassier beim Oberkammeramt, der Vater Magistratsrat beim politischen Senat in Unterrichtsangelegenheiten gewesen. In seiner zehn Punkte umfassenden Bewerbungsschrift führte er diese Momente an, da aus Traditionsgründen auch die Verdienste der Vorfahren gewertet wurden. Haßler, ehemaliger Zögling des k. k. Wiener Convikts und „gleichsam unter den Augen des Staates aufgewachsen“, wie er selbst sagte, war vor seiner akademischen Lehrtätigkeit in niederösterreichischen Landesdiensten gestanden, u. a. in St. Pölten, be-

¹⁷ Przemyśl erhielt um 1353 deutsches Stadtrecht und gehörte 1772—1918 zu Österreich.

vor er 1818 die Stelle in Przemyśl erhalten hatte, wo schlechte Arbeitsbedingungen herrschten und es nicht einmal eine Bibliothek mit den landläufigen Schriften gab. Die Geisteshaltung Haßlers kennzeichnen am besten seine eigenen Worte: „Wer die größtmögliche Ausbildung seines Geistes und Herzens erreichen will, dem ist das Studium der Universalgeschichte ein dringendes Bedürfnis. Es verleitet nicht zu Selbstüberschätzung und Dünkel.“ Je kleiner der Horizont, desto wichtiger dünkt sich der Mensch, je weiter der Gesichtskreis, desto bescheidener wird er.

Haßler, der ein Haus in der Glacisstraße erwarb, setzte seine Tochter Isabella als Universalerbin ein. Er scheint ein Uhren- und Ringliebhaber gewesen zu sein, eine von Kaiser Ferdinand erhaltene Uhr vermachte er seiner Tochter, eine kleine goldene Taschenuhr, die ihn seit den Studienjahren begleitet hatte, seiner Frau Franziska, „für die Erheiterung seines Lebens und Linderung seiner Leiden“, sowie auch Teile seiner Bibliothek. Während er auch Stiefkinder mit Ringen bedachte, empfahl er die beiden Schwestern dem Schutz Gottes . . .

Nach Haßler haben wir für kurze Zeit die Bekanntschaft eines — Finanzkonzeptspraktikanten zu machen, Dr. Philipp Pohl, der allgemeine und österreichische Geschichte supplierte. Bereits 1846/47 begegnet er als Assistent an der philosophischen Fakultät und agierte 1848 im Studentenfreicorps. Das Fach „Weltgeschichte“ mußte Pohl 1853 an J. N. Weiß abtreten, las jedoch noch bis 1857 österreichische Staatsgeschichte. Von der Grazer Finanzprokurator forderte man bereits 1853 Pohl wieder zur Dienstleistung an, da die Finanzämter an Personalmangel litten und „jede Verwendung eines Individuums aus der Finanzprokurator zu anderen Diensten“ der Finanzverwaltung zum Schaden gereichen könnte und auch das Finanzministerium zweckfremder Beschäftigung der Beamten entgegenrete. Pohl scheint es aber immerhin noch bis 1857 gelungen zu sein, von Finanzakten verschont zu bleiben und über österreichische Staatsgeschichte vortragen zu können. Publikationen von ihm sind keine feststellbar.

Mit einer informativen Schrift über die „Ereignisse des Jahres 1848 in der Steiermark“ (bei Kienreich in Graz 1850 erschienen) stellt sich uns der Dozent Ferdinand Alexander Gatti vor. 1848 bis 1850 hielt er Vorträge am Joanneum über Weltgeschichte und hat 1851 bei Kaiser in Graz noch eine „Wandkarte über die Hauptzüge der in der Geschichte der Völkerwanderung erscheinenden Völker“ herausgegeben.

Die Bücher und Schriften jenes Mannes, der immerhin an die zehn Jahre als Dozent für österreichische und allgemeine Geschichte in Graz wirkte, auch nur den Titeln nach festzuhalten, würde, selbst im Kleindruck, mindestens eine Seite füllen. Indessen liegen die Publikationen

Leopold Ritters v. Sacher-Masoch (1836—1895) vorwiegend auf nichtwissenschaftlichem Gebiet, wenngleich viele seiner Geschichten historisches Geschehen zum Hintergrund haben. Der „galizische Russe“^{17a}, wie er sich selbst nannte, habilitierte sich 1856 für österreichische und allgemeine Geschichte und traktierte daneben auch steiermärkische Geschichte, welches Fach seit 1851 von der „Landschaft“ remuneriert wurde. Sacher, der zuerst nur polnisch und ruthenisch sprach, hatte die deutsche Sprache erst im Laufe der Zeit erlernt. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit waren seine Vorlesungsthemen für Juristen die gesamte österreichische Geschichte, Kaiser Karl V. und kulturhistorische Bilder aus dem 16. Jahrhundert. In Schaffhausen erschien 1857 sein Buch über den „Aufstand in Gent unter Karl V.“ ohne besondere Resonanz. In der Folge verbreitete sich Sacher vom Katheder aus über die Französische Revolution, über Philipp II. und schrieb „Ungarns Untergang und Maria von Österreich“ (Leipzig 1862). Von vielen Seiten angegriffen, verließ Sacher schließlich die Hochschule, um sich in der Hauptsache nur noch der Belletristik zu widmen. Der ohne Zweifel von herkömmlichen Vorstellungen abweichende Mann hat seine Jugendeindrücke in Polen 1846 — wahnwitzige Adelige, mordende Bauern, österreichische Soldaten auf verlorenem Posten — in manch seiner Erzählungen verarbeitet. Frauen und Juden tragen in seinen Schriften nicht immer ansprechende Züge oder finden ein gräßliches Ende. Auch mit der eigenen Frau, der Tochter eines Hoffouriers, Angelica Aurora Rümelin, die ihrerseits ebenfalls als Schriftstellerin hervortrat, hatte er wenig Glück: sie entlief ihm nach Paris. Sacher, der in Graz unruhig in der Haynaugasse, in der Graben- und der Wickenburggasse wohnte, sprach von den Bewohnern der Landeshauptstadt wenig gut. So sei das „Abderitentum das größte Verbrechen der Steirer“ und „eines ihrer größten Laster die Roheit gegen Fremde . . .“¹⁸.

Die Herkunft der Professoren war, wie wir gesehen haben, sowohl landschaftlich wie milieumäßig sehr verschieden. Kam Sacher-Masoch als Sohn des ehemaligen Polizeichefs von Galizien aus den östlichen Weiten der Monarchie, so ist das nahe der französischen Grenze liegende Ettenheim im Breisgau der Geburtsort Johann Baptist Weiß (1820—1899). Aus der kleinen Welt bäuerlicher Umgebung kommend, sollte er sich die ungeheure geistige Weite der Weltgeschichte erobern. Die Erinnerung an die napoleonische Zeit war noch allenthalben lebendig, und frühzeitige

^{17a} Das „Weimarer historisch-genealogische Taschenbuch des gesamten Adels jehudischen Ursprungs“, Weimar 1912, S. 501, fixiert jüdische Abstammung.

¹⁸ Sacher-Masoch, Schwarze Punkte, Illustrierte Monatshefte, z. T. in Groß-Kanisza und Graz o. J. herausgegeben.

historische Lektüre weckte in ihm das Interesse für die Zusammenhänge der Geschehnisse der Menschheit. Das Gymnasium in Offenbach und Freiburg, die Universitäten in Tübingen, Heidelberg und München waren die Stationen seiner Geistesbildung. Dann als Sprachlehrer an der Freiburger Realschule beginnend, las er bereits an der Universität, exponierte sich jedoch 1848 und in der Folge, politisch gegen die liberale Regierung eingestellt. Zudem konnte er sich, wie viele andere, ein Deutschland ohne Österreich nicht vorstellen. Weiß wurde von der Universität „entfernt“ und mit Gefängnis bestraft, das indessen ein fideles gewesen sein soll. Die Bekanntschaft mit dem österreichischen Gesandten v. Philippsberg vermittelte ihm die Befürwortung des Ministers Leo Graf Thun für eine Professur in Graz, wo er dann auch bis zu seinem Tod wirken sollte. Weiß war als Begleiter des Erzherzogs Karl Ludwig in Frankreich, England, Italien und der Türkei gereist. Bereits als Privatdozent wies er sich mit einer „Geschichte Alfreds d. Gr.“ (in Schaffhausen 1852 bei Hurter erschienen) als kenntnisreicher, emsiger Arbeiter aus. Vollends zu einer bewundernswerten Leistung steigerte Weiß sich mit seiner vielbändigen Weltgeschichte, einem Werk, das wegen der ungeheuren Fülle des beigebrachten Stoffes und der gewandten Diktion auch bei Gegnern seiner kirchlichen Einstellung Achtung hervorrief. Neben der großartigen Beherrschung der historischen Literatur merkt man seiner Textierung verschiedentlich das persönliche Engagement an seinem Thema an. So sagte Weiß selbst: „Je kräftiger, je edler ein Geist ist, um so mehr treibt es ihn, die Welt mit seinen Gedanken zu umreißen, mit Christus als Mittelpunkt der Zeiten.“ Sein Leben „ist die erhebendste Erinnerung, die die Menschheit besitzt, und die Erlösung die größte Tatsache der Weltgeschichte“. Mit diesen lapidaren Sätzen hat Weiß seinen geistigen Standort bezogen. Mißgünstige Nachrufe, wie etwa die Ilwofs¹⁹, gehen wohl mehr auf das Konto des Neides, wenn er meint, die Ehrungen Weiß' — Orden, Nobilitierung — seien weniger wegen seiner wissenschaftlichen Leistung als wegen seiner kirchlichen Gesinnung erfolgt. Nicht gar viele Historiker können sich rühmen, ein vielbändiges Werk in einer Reihe von Auflagen erscheinen zu sehen. Der großzügige Verlag Braumüller ermöglichte es seinem Autor, nach Belieben ausführlich zu schreiben. 1888 verkaufte Braumüller die Rechte an die Verlagsbuchhandlung „Styria“. Oft waren verschiedene Bände des Werkes gleichzeitig im Druck. Die „Weltgeschichte“ wurde 1928 ff. fortgeführt und neu bearbeitet von V. Vockenhuber, den bereits der nachmals bekannte Direktor der Landesbibliothek

¹⁹ Franz Ilwof (1831—1916), Direktor der Landesoberrealschule in Graz, Verfasser zahlreicher historischer Aufsätze.

J. F. Schütz bei seinen Arbeiten unterstützte. Weiß, der 1867/68 mit Krones das historische Seminar gegründet hatte, war, trotz Bewältigung eines außerordentlichen geistigen Arbeitsprogramms, durchaus dem Leben zugewandt. Zweimal verheiratet, ist er als doppelter Witwer 78jährig in der Grazer Bürgergasse Nr. 13 gestorben. Von den sechs Kindern wirkte ein Sohn als Primararzt und Dozent in Sarajevo bzw. in Wien, ein Sohn ging als Kunsthändler nach Amerika, während eine Tochter als „Schwester vom Berge Karmel“ in der Grabenstraße das Gelübde der Armut ablegte. Für die Schätzung der Bibliothek Weiß' benötigte der Nachfolger der Verlagsbuchhandlung Ferstl, Pechel, mit Gehilfen acht Tage.

Gleich beeindruckend durch die Weite seines Blickes tritt uns, weißhaarig und weißbärtig, „Vater K r o n e s“ (1835—1902) noch im sogenannten Stöckl der alten Universität, dem ehemaligen Jesuitengymnasium, entgegen, übersah er doch das ganze alte Österreich in allen Abschnitten seiner Geschichte. Von Ungarisch-Ostrau (in Mähren) aus nahm er seinen Weg über Neureisch im Iglauer Kreis, um am Fuße des Spielbergs in Brünn das Gymnasium zu besuchen. Über Wien ging es dann nach Kaschau an die dortige Rechtsakademie, wo Krones österreichische Geschichte lehrte. Mit den für deutsche Professoren immer unerträglicher werdenden politischen Verhältnissen ergab sich die Notwendigkeit eines Ortswechsels, und so finden wir Krones 1861 am Akademischen Gymnasium und als Privatdozent in Graz. 1865 erfolgte seine Ernennung zum Ordinarius für österreichische Geschichte. Krones war der erste Professor dieses Faches in Graz. Mit Zahn arbeitete er in den seit 1864 erscheinenden „Beiträgen“ zusammen, doch galt sein Hauptinteresse der politischen Geschichte. Im fernen Berlin erschien 1876/1879 das fünfbandige „Handbuch der Geschichte Österreichs“, ein erster Versuch, „die geschichtliche Entwicklung Österreichs unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu begreifen“. 1882 erschien ein über 900 Seiten starkes Buch, „Grundriß der österreichischen Geschichte“, weit verbreitet und viel benützt, als Lehr- und Hilfsbuch angelegt. In manchen der Schriften Franz Krones' beeindrucken Formulierungsvermögen und Gedankenführung. In den sechziger Jahren auch eifriger Mitarbeiter der „Tagespost“, meinte er, daß kein Historiker es vermöge, sich des Subjektivismus völlig zu entraten, da man sonst farblos wirke. Krones, erfüllt von österreichischem Gesamtstaatsgefühl mit deutscher Kulturverbundenheit, wirkte auf seine Umgebung nicht durch dünkelfhaftes Besserwissen, vielmehr war Bescheidenheit Grundzug seines Wesens, sich freihaltend von abwertenden Bemerkungen anderen gegenüber. Er sprach, so berichten Zeitgenossen, in fesselnder, leicht verständlicher Art, strebte nicht nach

Scheinglanz, sondern begnügte sich mit der Dankbarkeit seiner Schüler, denen er zwar schwierige Fragen stellte, diese aber gütig meist selbst beantwortete. Wenn von Krones' zahlreichen Veröffentlichungen heute seltener etwas gelesen wird, so bleibt seine „Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz“ (Graz 1886) als inhaltsreiches Nachschlagewerk zu Grazer Gegebenheiten von zeitloser Benützbarkeit. Der in der Schillerstraße Nr. 1 wohnende Gelehrte versuchte sich auch als Erzähler, allerdings weniger erfolgreich als sein Kollege Sacher-Masoch. Die Grafen von Cilli fesselten sein Interesse. Eingedenk, daß Krones 40 Jahre als Lehrer der Geschichte in Graz gewirkt hatte, initiierte der Historische Verein die Anbringung einer Relieftafel im Landesarchiv.

Als den Geschichtsschreiber der thesesianischen und josefinischen Zeit hat man Adam Wolf (1822—1883) bezeichnet. Geboren zu Eger in Böhmen, Student in Prag, 1850 Privatdozent in Wien, dann in Ofen/Budapest, 1856 Erzieher der Töchter Erzherzog Albrechts, kam Wolf 1865 als a.o. Professor für allgemeine, insbesondere neuere Geschichte nach Graz. Bereits seinem 1855 erschienenen Buch „Österreich unter Maria Theresia“ (Wien, bei Gerold), die erste große Darstellung der Kaiserin und ihrer Zeit, rühmte man weniger die damals noch schwierige Heranziehung archivalischer Quellen, als vielmehr den „glücklichen Blick“ nach, der zumeist das richtige Urteil finden ließ, daneben die gewandte Form der Darstellung, zu jener Zeit noch selten in Österreich. Krones sah den Stil Wolfs „glatt“. Besonders beifällig aufgenommen wurde sein zweibändiges Werk „Geschichtliche Bilder aus Österreich“ (Wien 1878, bei Braumüller erschienen). Mit großem Einfühlungsvermögen wird hier in die Materie eingedrungen, stellenweise vielleicht etwas langatmig und in der Textanordnung das Auge strapazierend, doch immer von dem gerade behandelten Thema angetan, ausführlich im Detail, ohne den Blick zu weiterem Horizont zu verlieren. In der Auffassung, daß „die Geschichte des Einzelnen . . . die Geschichte seines Jahrhunderts“ sei, fühlte sich Wolf immer wieder zu Biographien verschiedener Persönlichkeiten hingezogen, und man hat ihn als Meister der historischen Biographie bezeichnet. „Umgeben von Wald und Flur, im Verkehr mit edlen Menschen und in der Heiterkeit des Gemütes“ schrieb Wolf seine Manuskripte, die ihm scheinbar leicht von der Feder gingen. Der in Graz in der Normalschulgasse 1, heute Einspinnergasse, wohnende Professor, 1867 Ordinarius geworden, war mit Hanslick befreundet, sein Gesichtskreis umschloß ein weites Gebiet. So befaßte er sich auch mit Märchen und Volksliedern aus dem Venetianischen, aber auch, die engere egerländische Heimat nicht vergessend, mit Liedern aus Böhmen. Im Zusammenhang mit seinen „Geschichtlichen Bildern“ ist er mit Gustav Frey-

tag verglichen worden. In der Onckenschen „Allgemeinen Geschichte“ (Berlin 1879 ff., bei Grote) vertrat Wolf allein die österreichischen Historiker. 18 Jahre wirkte er an der Grazer Universität, erfüllt von Glauben an die innere Notwendigkeit Österreichs „auf Grundlage natürlicher Elemente und zum Wohle aller zu ihm gehörigen Bestandteile“. Adam Wolf starb mit 61 Jahren und fand seine letzte Ruhestätte in Eger, von wo er seinen Ausgang genommen.

Güte und Wohlwollen spricht aus dem Bild Franz Martin Mayers (1844—1914), wiederum eines aus dem Sudetenland stammenden Mannes. Über das niederösterreichische Oberhollabrunn und Wien kam er nach Graz, wo er als Direktor der Landesoberrealschule lange Jahre in hohem Ansehen wirkte. Auf der Universität blieb es beim Privatdozenten, eine um 1900 erfolgte Berufung nach Czernowitz lehnte er ab. Er war ein Mann von, wie Zeitgenossen berichten, rührender Bescheidenheit, ohne gieriges Streben nach Ehren und Würden. Sein „Handbuch der Geschichte Österreichs“ (1874) erlebte 1909 die 3. Auflage, ein Zeichen, wie beliebt es war. Die 5. Auflage ist nach den Bearbeitungen von Raimund Friedrich Kaindl und Hans Pirchegger erschienen (1965), der 3. Band von Anton Adalbert Klein geschaffen. Von der 6. Auflage ist 1974 der erste Band erschienen, ebenfalls von A. A. Klein bearbeitet. Ebenso erfolgreich erwies sich Mayers „Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben“ (1898), (2. Aufl. 1913).

Westfale, aus Münster gebürtig, war Arnold Busson (1844—1892), der nach Studienjahren in Göttingen, Innsbruck und Berlin 1872 Professor für mittelalterliche Geschichte in Tirols Hauptstadt wurde und dann, allerdings nur ganz kurz, nach Graz kam. Vorwiegend bearbeitete er die Reichsgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts, schrieb zur Kritik der Steirischen Reimchronik und trat mit vielen Abhandlungen rühmlichst hervor. Zuerst in der Hofgasse wohnend, kaufte sich Busson in der Merangasse (Nr. 72) ein Haus, doch erlag er bereits ein Jahr später einem Herzleiden. Trotz seines kurzen Wirkens blieb er von Eindruck auf die akademische Jugend. Vereint begleiteten Corps, Burschenschaften und die CV-Verbindung „Carolina“ den Gelehrten, der zehn Kinder hinterließ, auf seinem letzten Weg.

Wer den Blick über die lange Bandreihe der „Fontes rerum Austriacarum“ gleiten läßt, dem werden alsbald die besonders abgegriffenen, weil wohl am häufigsten benützten Bände Nr. 50, Nr. 58 und 60 auffallen: „Acten und Correspondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Ehg. Karl II. 1578—1590“ und „unter Ferdinand II. 1590—1637“. Drei Bücher, an die 3000 Druckseiten gewichtigen und bewegenden Inhaltes, über die die Menschen jener Zeit ergrei-

fenden Dinge. Der Name Professor Johann Loserths (1846—1936), eines Sudetendeutschen aus Fulnek in Mähren, einer Tuchmacherfamilie entstammend, ist mit ihnen untrennbar verbunden. Srbik hat ihn einen ehrwürdigen Patriarch aus der Ranke-Zeit genannt, einen Wahrheits-sucher, einen Mann von seltenem Geistesreichtum, der mehr als sechs Jahrzehnte die deutsche Geschichtswissenschaft bereicherte. In den ersten Regierungsjahren Kaiser Franz Josefs besuchte er in Kremsier das Piaristengymnasium, im deutschen Schicksalsjahr 1866 bezog er die Wiener Universität, um dann lange Jahre, die ihn allerdings nicht sonderlich beglückten, auf dem Vorposten deutscher Kulturmission Österreichs in Czernowitz zu wirken. 1893 schließlich wurde er Bussons Nachfolger in Graz. Bei den Hörern weckte er wohl den Sinn für Heimatgeschichte, jedoch mit dem Bestreben, den Gesichtskreis auf ganz Österreich, das ganze deutsche Volk und auf die Weltgeschichte auszuweiten. Der Geschichte Böhmens, Mährens und der Steiermark sind seine Arbeiten gewidmet. Obwohl „die Dinge gern vom reformatorischen Standpunkt“ aus gesehen werden, kennzeichnet Hantsch, OSB., besonders die Erforschung der innerösterreichischen Gegebenheiten als große schöpferische Tat. Loserths Name wurde auch zu einem Begriff durch zahllose Artikel in Tageszeitungen, er begegnet zudem auf den Titelblättern von Lehrbüchern für Mittelschulen. Korrespondenzen des in der Wegenergasse 5 bzw. Polzergasse 3 wohnenden Gelehrten mit einem sehr großen Personenkreis werden im Landesarchiv verwahrt²⁰.

Die Fähigkeit zu glanzvoller Verwertung trockenen Quellenmaterials, die Leichtigkeit, Gedanken druckfähig zu künstlerischer Darstellung zu bringen, kennzeichnen Hans v. Zwiedineck-Südenhorst (1845—1906). Dreiunddreißig Jahre stand er im Dienste des Landes Steiermark, als Lehrer an der Oberrealschule, dann als Direktor der Bibliothek am Joanneum, die er — nach zeitgenössischem Urteil — zu der am besten organisierten Provinzialbibliothek der Monarchie machte. Als Professor für neuere Geschichte weit über die österreichischen Grenzen angesehen, wird er als liebenswürdiger Mensch und Meister des Vortrages geschildert. Zwiedinecks Verdienste als Begründer der „Steirischen Zeitschrift für Geschichte“ und als Initiator der „Historischen Landeskommision“ sind bekannt. Gepflegte Umgangsformen und Vielseitigkeit des Geistes brachten ihn freilich auch in Gegensatz zu Menschen anderer Mentalität. Wenn gewisse Kritiker meinten, Zwiedineck mache aus zehn Büchern ein elftes, so ist dies mit Vorsicht aufzunehmen, das Urteil kann durch die sich spießende Feder des Rezensenten oder aus Neid ausgelöst

sein, weil der andere eine gewandtere Diktion besaß oder für sein Manuskript einen günstigeren Verlagsvertrag abschließen konnte. Solche Fälle sind bekannt. Vernichtende Kritiken sind etwa im „Literarischen Zentralblatt“ nachzulesen. Zwiedinecks umfangreichste Bücher, „Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums“ und „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches“, erschienen in der auf einen Plan von Gregorovius zurückgehenden „Bibliothek deutscher Geschichte“ (seit 1886 erschienen), furchen freilich im Fahrwasser von Droysen und Treitschke und können von österreichischer Warte aus nicht restlos beglücken. Zwiedineck, Sohn eines kaiserlich österreichischen Artillerieobersten, geboren zu Frankfurt am Main, präsentiert sich uns als Vertreter der deutschen nationalen Geschichtsauffassung. „Ich erzähle als Deutscher für Deutsche und äußere, was ich als solcher fühle und denke, auf die Stellung eines kühlen Beobachters und Registrators erhebe ich keinen Anspruch.“ So seine Worte. Zwiedineck war Mitglied des Corps „Vandalia“. Die Ernennung zum Ordinarius erreichte ihn einige Wochen vor seinem frühzeitigen Tod.

Als Vertreter der sogenannten politischen Wissenschaften begegnet uns Gustav Franz Schreiner (1793—1872), aus einer von Brünn in Mähren kommenden, in Preßburg seßhaft gewordenen Bürgerfamilie stammend. Schreiner, der in Preßburg und Trencsin bei den Piaristen das Gymnasium besucht hatte, sollte ursprünglich Theologe werden, kam aber davon ab und wandte sich der Staats- und Rechtswissenschaft zu. Nach einer Erziehtätigkeit in der Familie des Generals Graf Grüne wirkte er am Olmützer Lyceum und erlangte 1824 eine Professur in Graz, gegen Ende seines Lebens geadelt und mit dem Ehrenbürgerrecht ausgezeichnet. Der vielbeschäftigte und arbeitsame Mann, der auch die Stellung eines Rektors und Dekans bekleidete, gab 1848 die „Grazter Zeitung“ heraus, betätigte sich auch als Chef der „Akademischen Legion“, da auf dem Franzensplatz aufgeregte Studenten mit musealen Säbeln, aus dem Zeughaus vom FZM Graf Nugent bereitgestellt, herumfuchtelten (die Schußwaffen blieben vorsichtshalber dem Militär vorbehalten). Wir finden ihn im Frankfurter Parlament, wo er gegen die Wahl des preußischen Königs zum deutschen Kaiser stimmte. Nach Graz zurückgekehrt, blieb er als Landtagsabgeordneter weiter tätig. Bei seinen Vorlesungen hielt er sich an Sonnenfels und Zizius²¹. Jede Viertelstunde ausnützend, soll er — so wird berichtet — bereits um vier Uhr morgens am Schreibtisch geses-

²⁰ F. W. Kosch, Archiv Loserth, LA Inventar Nr. 207, Ms 1969.

²¹ Joh. Nep. Zizius (1772—1824), Rechtsgelehrter, Statistiker und Publizist in Wien.

sen sein, den er erst um Mitternacht verlassen hatte. Schreiner, so schilderte man ihn, war kein Freund leeren Geschwätzes und dünkelfhaften Gehabens, sondern von jener Bescheidenheit, wie sie eben Männern weiter Geistesbildung eigen zu sein pflegt. Sein 1843 erschienenes Buch über Graz stellt wohl die bemerkenswerteste Publikation über die Landeshauptstadt im 19. Jahrhundert dar, sowohl an Reichhaltigkeit wie an treffender Beobachtung, geschmückt mit vielen Stahlstichen. Schreiner, in der Münzgrabenstraße 402 bzw. in der Postgasse 172 wohnend, war zweimal verheiratet und hatte fünf Kinder, von denen besonders der erste Sohn Gustav Franz eine steile Karriere bis zum k. k. Generalkonsul für Ägypten machte, mit schließlicher Erhebung in den Freiherrenstand anlässlich der Anwesenheit des Kaisers am Nil 1869. Ein anderer Sohn, Moritz v. Schreiner, bekleidete 1870 bis 1873 die Stellung eines Grazer Bürgermeisters.

Neben Schreiner ist als Vertreter der „politischen Wissenschaften“ Wilhelm K o s e g a r t e n (1792—1868) zu nennen, Sohn eines evangelischen Pfarrers zu Altengamm in den Vierlanden²². Dem ehemaligen Göttinger Studenten war nach einer mißglückten Advokatur in Hamburg eine Habilitation in Bonn gelungen, 1855 berief man ihn als ao. Professor nach Graz. Kosegartens Hauptpublikation „Geschichtliche und systematische Übersicht der Nationalökonomie“ erschien bereits im folgenden Jahr. Der nicht unbemittelte Mann — er besaß in Hamburg Vermögenswerte — scheint gleichwohl in Graz in Untermiete gehaust zu haben und von einiger Skurrilität gewesen zu sein. Angesichts der in der steirischen Landeshauptstadt mehr als anderwärts im argen liegenden Sanitätsvorschriften fürchtete er sich vor dem Lebendbegrabenwerden, wünschte einen besonders hohen Sargdeckel und vermachte dem Irrenhausdirektor A. D. Lang ein größeres Honorar.

Die Lehrkanzel Schreiners nach dessen Pensionierung supplierte kurzfristig Karl H u g e l m a n n (1844—1930), Sohn eines Militärarztes aus Kecske-mét. Er hatte in Graz studiert und durch die Beteiligung an der Gründung des „Grazer Akademischen Turnvereins“ und der nationalen Verbindung „Orion“ von sich reden gemacht. 1864 hatten sich über Anregung des Rechtshörers Graf Ignaz Attems in dessen Wohnung einige Studenten, darunter Hugelmann, zu einem Kreis zusammengefunden. Von den Professoren erschienen öfters Weiß, Krones und Demelius. „Orion“ vertrat in der Folge den Gedanken der Einigung Deutschlands unter der Führung Preußens. Hugelmann hat Graz bald verlassen und avancierte in Wien im Reichsgericht und Verfassungsgerichtshof.

Seit 1871 war es zur Teilung des Ordinariates der sogenannten politischen Wissenschaften gekommen, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, dann Verfassungsrecht, Geschichte und Statistik. Diesen Lehrstuhl nun bestieg, aus Innsbruck anreisend, ein hagerer und hochgewachsener Mann mit dunklen Augen, doch — wie Zeitgenossen berichten — von fesselnder Freundlichkeit, auch humorvoll, allerdings mit einigen sonderlichen Anwandlungen. Hermann Ignaz B i d e r m a n n (1831—1892) war ein unermüdlicher Arbeiter, der eine große Menge gesammelter Notizen sehr schnell zu druckfertigen Texten zu verarbeiten verstand. Als Kremsmünsterer Zögling, dann in Wien und Innsbruck studierend, präsentierte er sich bereits als Jüngling von außerordentlicher Belesenheit und erstaunlichem Detailgedächtnis. 1853 finden wir ihn im Unterrichtsministerium, dann nach Göttingen und Leipzig beurlaubt, anschließend wieder als Beamten im Ministerium. 1854 ging er als Privatdozent nach Pest-Ofen, eifrig in Zeitungen und Zeitschriften publizistisch tätig. 1857 erschien sein erstes Buch „Das Eisenhüttengewerbe in Ungarn“, dann „Waidmännische Erinnerungen aus Österreichs Vorzeit“ (Graz 1858). Weiter führte sein Weg nach Kaschau, 1860 nach Preßburg an die Rechtsakademie, nach Innsbruck, bis die Berufung nach Graz erfolgte. Als Bidermanns Hauptwerk sieht man das in zwei Absätzen erschienene Buch „Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee“ an. Im 20. Band des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen“ erschien ein wichtiges Stück österreichischer Finanzgeschichte, „Die Wiener Stadtbank“. Wieviel Bidermann dazu verarbeitet hatte, zeigen 40 Seiten Anmerkungen zu 60 Seiten Text. Für seine ethnographischen Arbeiten umgab er sich mit einem Stab slawischer Studenten. Die Bewunderung der Russen rief seine Arbeit „Die ungarischen Ruthenen und ihre Verbreitung“ hervor. Der für seine Person bedürfnislose Professor wohnte in Graz in der Alberstraße 9, fand seine letzte Ruhestätte jedoch in Brixen in Tirol.

Als Wiener mit steirischen Gegebenheiten konfrontiert wurde ein weiterer Vertreter der „politischen Wissenschaften“, Georg G ö t h (1803—1873), Sohn eines Glashändlers, der in Erzherzog Johann einen eifrigen Förderer fand und in dessen Dienste er anfänglich auch trat. Er begegnet seit 1846 als Professor für Mathematik am Joanneum und als Professor für „juridische, politische und cameralistische Wissenschaften“ in Graz bis 1859, da er zum Studien-Vizedirektor ernannt wurde. Sein ungemein fleißiges, in die entlegensten Details führendes Hauptwerk „Das Herzogthum Steiermark“ (Wien—Graz 1840/43), mit geschichtlichen Erläuterungen versehen, geriet infolge mangelnder Abnehmerzahl in finanzielle Schwierigkeiten und gedieh nur mit erzherzoglicher Hilfe. Zum geplanten

²² Vier von Deichen eingeschlossene Niederungslandschaften bei Hamburg.

4. Band ist es wegen der geänderten politischen Verhältnisse nicht mehr gekommen. Einigen Ärger bereitete man Göth 1844 bei der Bewilligung der Annahme eines philosophischen Ehrendoktorates der Universität Jena. Ein fünf Seiten langes Majestätsgesuch war notwendig und die Fürsprache des Abtes Chrophius, um über „die Reinheit, Unbescholtenheit, die Denk- und Lebensweise“ Göths die vorgeordneten Behörden hinreichend zu versichern.

Für die Richtung Nationalökonomie, Finanzwissenschaft kam 1869 aus Leipzig der Privatdozent Richard Hildebrand (1840—1918), 1873 zum Ordinarius aufrückend. Man sagte von ihm, daß er fesselnd nur vor einem kleinen Kreis von Zuhörern über ein ihn gerade interessierendes Thema sprechen konnte, als Rektor selbstherrlich war, doch durch rasches Handeln Schwierigkeiten überbrückte. Sein Buch „Recht und Sitte auf den verschiedenen Kulturstufen“, erschienen 1896, erlebte eine zweite Auflage.

Als erster Vertreter der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte in Graz begegnet uns Georg Sandhaas (1823—1865), der nur ein Alter von 49 Jahren erreicht hat und dennoch zu den Koryphäen der Universität gezählt wurde. Tiefe Bildung zeichnete den aus Darmstadt gebürtigen ehemaligen Gießener Studenten aus, verbunden mit Liebe zur Musik, vermutlich als Ausgleich zu etwas trockener Tätigkeit. Sandhaas ist 1857 Professor in Graz geworden. An der Lahn begonnen, an der Mur fortgesetzt, arbeitete er zehn Jahre an seinem Hauptwerk „Fränkisches eheliches Güterrecht“ (Gießen 1866), dessen Erscheinen der an Wassersucht Erkrankte jedoch nicht mehr erleben sollte. Teile des Manuskriptes hatte er dem befreundeten Professor Tewes diktiert. Rednergabe war ihm nicht eigen, doch rühmte man seine Vorlesungen als klar und übersichtlich. Die Urteile über seine Person widersprechen sich zum Teil. Pedantische Sonderlichkeiten scheinen Sandhaas im privaten Bereich eigen gewesen zu sein, unternahm er auch Spaziergänge nur nach Vorbereitung, anhand gegenständlicher Literatur und Einsichtnahme in Spezialkarten. Auch sagte man ihm eine „völlige Unfähigkeit zur faden Unterhaltung mit Frauen“ nach. Verschwommenes, Unbestimmtes war ihm fremd. Gegner entstanden dem eifrigen Lehrer der Jugend dadurch, daß er seine Meinung nicht hinter vorgehaltener Hand, sondern offen kundtat. Sandhaas' Arbeit „Zur Geschichte der Textgestaltung des Wiener Weichbildrechtes“, veröffentlicht in den „Sitzungsberichten“, Bd. 51, S. 368 ff., gewährt besten Einblick in die Akribie des Autors.

Als Nachfolger kam der aus einer alteingesessenen Olmützer Bürgerfamilie stammende Ferdinand Bischof (1826—1915), Sohn eines Apothekers, nach Graz, der seiner ehemals rein deutschen, mittelalterlich

wirkenden Heimatstadt mit dem feudalen hohen Klerus durch sein Buch „Das deutsche Recht in Olmütz“ (1855) ein Denkmal gesetzt hatte. In der Folge an der Lemberger Universität wirkend, publizierte Bischof eine Reihe von Aufsätzen über das alte Recht der Armenier, forschte in der Krakauer Universitätsbibliothek nach deutschen Rechtskodizes, schrieb über das Magdeburger Recht, um dann in der Steiermark den hiesigen Rechtsaltertümern seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sechsmal Dekan und zweimal Rektor, besorgte der Vielbeschäftigte im Auftrag der Wiener Akademie im Verein mit Anton Schönbach eine Ausgabe der steirischen und Kärntner Taidinge (Wien 1881, ergänzt von A. Mell und A. v. Müller 1913). Bischof fand jedoch mit reiner Facharbeit keine Genüge, immer wieder wandte er sich neben dem Theater der Musikgeschichte zu, mit einer Reihe musikhistorischer Aufsätze hervortretend. Nicht immer freilich ist es ihm gelungen, aus dürren Notizen einen ansprechenden Text zu gestalten. So bieten denn manchmal ermüdende Schachtelsätze mehr Information als Anregung. Auf dem Gebiet der Musik — bereits in Lemberg war Bischof mit dem Chopin-Schüler Wikulil befreundet — blieb er Autodidakt mit der Gabe des inneren Hörenkönnens. So hat sich ihm eine das Leben ungemein bereichernde Welt der Schönheit geöffnet, die vielen verschlossen bleibt. Als Ferdinand Bischof vom Haus Naglergasse Nr. 7 seinen letzten Weg antrat, hat man ihn einen Gelehrten alten Stils genannt, der nicht mit modernem Maß gemessen werden dürfe. Doch sei mit ihm ein echtes großes Stück Alt-Graz ins Grab gesunken. Der mit der Jugend mitfühlende, allseitig wohlwollende Lebenswürdigkeit zeigende Mann bemühte sich um die Schaffung des deutschen Studentenkrankenvereins, dem er 35 Jahre vorstand. Der Mitbegründer des Grazer Singvereins und Vorstand der Salzburger Mozartgemeinde war auch eifriger Mitarbeiter des Historischen Vereins.

Arnold v. Luschin-Ebengreuths (1841—1932) Jugend stand im Zeichen der Lebensumstände seines Vaters, eines altösterreichischen höheren Beamten. Lemberg, Czernowitz, Zara, Rudolfswerth in Krain, Temesvar, Wien, Laibach sind die Stationen seiner frühen Eindrücke, die seinen geistigen Horizont nachhaltig beeinflussten und seinen umfassenden geschichtlichen Blick förderten. 1866 ist er als Rechtspraktikant in Graz, kehrte aber im selben Jahr der Juristerei den Rücken, um unter der Leitung Zahns im Münzkabinett und Archiv Dienst zu machen. 1869 habilitierte er sich für deutsche Rechtsgeschichte in Österreich und wurde schließlich 1881 Ordinarius. Bald erwarb er auch einen der schönsten Ansitze im Grazer Stadtbereich, das Schlöbchen Rossegg auf dem Rosenberg. Frei und flüssig vortragend, bei Prüfungen nachsichtig und milde, wird er als wohlwollender und friedlicher Charakter geschildert, von vor-

nehmer Gesinnung und zurückhaltend in negativer Kritik gegenüber Menschen anderer Meinung und Mentalität. Gegen 400 Publikationen entstammen seinem nie erlahmenden Fleiß, nicht nur fürs Auge zusammengestellt, um aus Eitelkeitsgründen auf möglichst vielen Bibliothekszetteln aufzuscheinen, sondern jede Arbeit von Inhalt und Gewicht. Auf einer riesigen Kartei²³ basierte das Hauptwerk „Österreichische Reichsgeschichte“ (1895/96 in Bamberg beim Verlag C. C. Buchner, gedruckt in Graz bei Robert Withalm & Co.), ursprünglich als Lehrbuch gedacht, in der Folge aber zu einem Handbuch erweitert. Die „Allgemeine Münzkunde“ erschien 1904 (in München bei Oldenbourg). Altösterreichisch-gesamtstaatlich und gemäßigt-liberal gesinnt, sah er in der Donaumonarchie eine Notwendigkeit für ganz Europa. Noch als 80jähriger kämpfte er für das Recht der Heimat: die Schrift „Die Zerreißung der Steiermark“ erschien 1921 im Verlag der Buchhandlung Moser.

Mit gelocktem Haupthaar und lebensfrohem Gesicht begegnet uns 1805 in den langen Gängen des Admonter Benediktinerstiftes der Novize Anton Albert M u c h a r v. Bied u. Rangfeld (1786—1849), der Sohn eines k. k. Güteradministrators aus Lienz in Osttirol. Als emsiger wissenschaftlicher Arbeiter mit nicht erlahmendem Eifer hat er sich einen ersten Platz unter den Historiographen der Steiermark gesichert. Dem St. Florianer Chorberrn Franz Kurz (1771—1843) nacheifernd, schuf er als einen ersten Höhepunkt der steiermärkischen Geschichtsschreibung seine achtbändige „Geschichte der Steiermark“ (bei Damian & Sorge 1844 bzw. Leuschner & Lubensky bis 1867), „vorzüglich das innere Leben nach der Hauptidee der fortschreitenden Humanität“ schildernd. Der 8. Band erschien, durchgesehen von Krones, allerdings erst 18 Jahre nach Muchars Tod. Der bereits genannte Georg Göth unternahm die mühevollen Arbeit einer Registererstellung, der mit Band 9 (Grätz 1874) dem Gesamtwerk angeschlossen wurde²⁴. Der gelehrte Benediktiner wirkte seit 1823 in Graz, das Bibelstudium lehrend, in der Folge übernahm er die Lehrkanzel für Ästhetik und klassische Sprachen, war 1827 bis 1829 Dekan der philosophischen Fakultät und arbeitete bis zu seinem vorzeitig erfolgten Tod auf verschiedenen Gebieten seines vielseitigen Betätigungsfeldes.

Zeitgenosse Muchars war der ehemalige Zögling des altherühmten Stiftes St. Paul in Kärnten, der aus Wolfsberg gebürtige Sohn eines Gewerkes, Karlmann T a n g l (1799—1866). Zunächst in Innsbruck als

²³ Detaillierte Angaben s. A. K r a u s e, O. S. B., Aus Albert v. M's. Briefen. In: Beitr. z. Erf. steir. Geschichtsquellen N. F. 8. Jg., Graz 1949, S. 50 f.

²⁴ Die Karajan, standeserhöht durch Friedrich August v. Sachsen 1792, armenischer Herkunft, erhielten 1869 den österreichischen Ritterstand.

Gymnasiallehrer wirkend, erwarb er das juristische Doktorat und eine Ehefrau und zog an die Universität Lemberg, wo er 1848 in den Ruinen des durch die Kanonen des Generals Hammerstein demolierten Universitätsgebäudes zum Rektor gewählt wurde. Nach mannigfachen Mißhelligkeiten mit den Polen gelang es dem mit schwächlicher Gesundheit behafteten Mann nach Graz auszuweichen, wo er mehrmals auch die Funktion des Rektors ausübte. Auf Kritiken reagierte er nicht mit zornbebenden Gegenattacken, sondern mit „resignierendem Lächeln mit der Sanftmut eines Kindes“. Das überrascht nicht, läßt man sich von dem Stimmungsgehalt einiger seiner in der Zeitschrift „Charinthia“ veröffentlichten Gedichte einfangen: sprachlich geschult an antiken Vorbildern, klingen da und dort ganz zarte Töne an, eine empfindsame Seele enthüllend, in seltsamem Kontrast zu den sachlich-nüchternen historischen Arbeiten, die in der genannten Zeitschrift, in den „Mitteilungen des hist. Vereins für Steiermark“, im „Archiv für österr. Geschichte“ und anderwärts erschienen sind. Seine Vorlesungen in Graz hatte Tangl über die „Verteidigung des Sokrates von Platon und über die Metaphysik des Schönen“ begonnen. Der etwas zu Schwermut neigende, „eminent friedlich gesinnte Gelehrte“ hat seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof zu St. Peter gefunden, und die Inschrift auf dem Stein „Selig sind die Todten, welche im Herrn gestorben“, mag für den Mann, der keine Mißgunst kannte, wohl in besonderem Maße zutreffen.

Aus Neisse in Schlesien kam Emanuel H o f f m a n n (1825—1900) als Professor für klassische Philologie 1850 nach Graz, seine Vorlesungen beginnend über Geschichte der griechischen Literatur bis Alexander dem Großen und über Horaz. Während der kurzen Zeit seines Grazer Aufenthaltes domizierte er in der Pittonigasse 611. 1856 erfolgte seine Berufung nach Wien. Als besonders bemerkenswerte Arbeit des ehemaligen Grazer Professors erscheint 1899 die Ausgabe von Augustinus' „De civitate Dei“ im „Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum“.

In der Goethestraße 19 nahm Max Theodor Ritter v. K a r a j a n (1833—1914) Wohnung, ebenfalls Professor für klassische Philologie. Der Enkel eines griechischen Kaufmannes und Sohn des Historikers Theodor Georg v. Karajan, Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, las über die Homerischen Gesänge, publizierte über griechische Literatur und machte sich um den Neubau der Universität verdient²⁵.

Weiters sind in einem Atem zu nennen Karl S c h e n k l (1827—1900) und dessen Sohn Heinrich (1859—1919), beide im gleichen Fach an der Grazer Universität tätig. Karl Schenkl war gebürtiger Brünner. Nach Pra-

²⁵ F. W. K o s c h, Nachlaß Kergel, LA Inventar Nr. 154, Ms 1972.

ger Anfängen kam er als Ordinarius nach Innsbruck, wo sein Sohn geboren wurde. Nur kurz, 1863 bis 1875, wirkte er in Graz, um dann nach Wien zu gehen. In die steirische Landeshauptstadt kehrte er nur zum Sterben zurück. „Xenophontis opera“ (2 Bde., Berlin 1869/76) und eine unvollendet gebliebene Ausgabe des heiligen Augustinus (Corp. scr. eccl. Lat. XVI, Wien 1888) sind Arbeiten von seinem Schreibtisch, um nur einige zu nennen. Der Sohn Heinrich nahm wieder den Weg von Wien nach Graz, wurde 1895 Ordinarius, machte den Stoiker Epiktet zum Mittelpunkt seines Interesses, weiters Themistios und Himerios, die Ergebnisse zum Teil in den Sitzungsberichten der Akademie veröffentlichend. Auch befaßte er sich mit einem Teil der Werke des heiligen Ambrosius.

Als Nachfolger Karl Schenkls verzeichnen wir den von der Tübinger Universität kommenden Otto v. Keller (1838—1927), zuvor Lyceumsdirektor und an der Universität Freiburg im Breisgau tätig, ein fruchtbarer Publizist, besonders über Horaz. Er wechselte 1882 nach Prag.

Als ein hervorragender Experte der lateinischen Prosa galt Kellers Nachfolger Alois Goldbacher (1837—1924), der, als Sohn eines Gerichtsvollziehers in Meran geboren, seinen Weg über Olmütz, Troppau, Czernowitz nach Graz genommen hatte. Neben seiner Czernowitzer Tätigkeit weilte er auch in Paris, zur Materialsammlung für eine Augustinus-Ausgabe, wie denn auch die von ihm mit Unterstützung der Akademie veranstaltete Ausgabe „S. Aureli Augustini epistulae“ (1895 ff.) als sein Hauptwerk gilt. Manchen ist auch Goldbachers in vielen Auflagen weitverbreitete Latein Grammatik in bester Erinnerung. Der als sehr gütig bezeichnete Professor wohnte in Graz in der Rudolfstraße 3.

In einem Dorf bei Groß-Glogau in Niederschlesien stand die Wiege Wilhelm Kergels (1822—1891). Der Sohn eines im Dienst der Fürsten Carolath stehenden Jägers verwaiste früh, genoß im Haus eines Pastors Erziehung und bezog, unterstützt vom Fürsten Heinrich v. Carolath, die Breslauer Universität. Seinen ersten Verdienst fand er am Maria-Magdalena-Gymnasium, kam 1849 an die Olmützer Universität, 1851 nach Lemberg, wo er als einer der letzten deutschen Professoren eine unhaltbar gewordene Stellung verlassen mußte. Schließlich gewährte Graz Rückhalt, Kergel fand in der Heinrichstraße 9 eine Wohnung und hielt Vorlesungen über athenische Altertümer, attische Gerichtsverfassung, Tacitus u. a. In seinem Vortrag und in dem vertraulichen Verhältnis zu seinen Schülern lag seine Stärke, während literarische Produktivität weniger seine Sache war. Sein Nachlaß gibt über nicht uninteressante Lemberger Gegebenheiten Auskunft²⁶.

²⁶ F. W. Kosch, Nachlaß Kergel, LA Inventar Nr. 154, Ms 1972.

Unteroffizier in der Festung Theresienstadt war der Großvater des Sudetendeutschen Adolf Bauer (1855—1919) gewesen, der Vater bereits avancierte zum Lehrer in Prager Adelsfamilien, eine Tätigkeit, die auch der Sohn nicht zu seinem Nachteil ausgeübt hat, bevor er zum weit hin berühmten Polyhistor ersten Ranges auf dem Gebiet der alten Geschichte wurde. Auch die Mutter war Erzieherin in österreichischen Adelsfamilien in Italien gewesen und hatte an der Erweiterung des geistigen Horizontes seiner Kindheit wesentlichen Einfluß. Nach der Promotion in Wien gelangte Bauer durch ein Stipendium nach Berlin und Bonn, nahm dann eine Hauslehrerstelle in Ägypten in der Familie des späteren Handelsministers Baron v. Kremer an, wo er seine erste Publikation über die Entstehung des herodotischen Geschichtswerkes beendete (Wien 1887). Anschließend wohnte er bei der Familie des Victor Graf Wimpffen in Venedig. 1879 gab er wieder in Wien Unterrichtsstunden, peilte aber die Universität Bonn als künftige Wirkungsstätte an, doch habilitierte er sich 1880 für Geschichte des Altertums in Graz, wo er 1891 Ordinarius wurde. Bauers für den Druck erstellte Arbeiten erscheinen kaum mehr überblickbar. Berufskollegen erschien es kaum glaublich, welche Mengen von Literatur Bauer nicht nur gelesen, sondern auch durchdacht hat. Der weltgewandte Mann von gewinnendem Äußeren, in der Folge auch zum Rektor gewählt und vom Unterrichtsministerium in persönlichen Fragen zu Rate gezogen, schrieb in den „Preußischen Jahrbüchern“, in der „Deutschen Revue“, den „Bonner Jahrbüchern“, den „Sitzungsberichten“, in Sybels „Historischer Zeitschrift“ und vielen anderen Periodica. In Merseburg erschien 1881 sein „Thukydides“, 1884 das Buch „Plutarchs Themistokles“ in Leipzig. In München 1891 „Forschungen zu Aristoteles“ Ἀθηναίων Πολιτεία. Fast will es scheinen, daß ein Verleger allein den Arbeitseifer Bauers nicht verkraften konnte. Es interessierten sich für ihn die Universitäten Zürich, Tübingen, München, Erlangen und Halle. Er aber lehnte ab. Erst als die Universität Wien rief, verließ Bauer, der in Graz von der Gartengasse in die Heinrichstraße und schließlich in die Liebiggasse (Nr. 14) übersiedelt war, die Steiermark, ist jedoch 1919, erst 64jährig, gestorben. In den Schriften des Historischen Vereins für Steiermark begegnet er erst spät, 1917, mit einem Aufsatz über „Alexandrien und die Verbreitung christlicher Weltchroniken“.

Vor uns liegt ein schmales Bändchen „Cyrus und Herodot, nach neu gefundenen Keilinschriften“ (Leipzig 1881). Dem, der es geschrieben hat, war nur ein kurzes Erdenleben beschieden: Victor Floigl (1856—1886). Mit gewandter Feder, vielleicht unter zu häufiger Verwendung des Rufzeichens, führt er in Einzelheiten einer fernen Welt. Seine Vorlesungen hielt Floigl über assyrisch-babylonische Geschichte und die

Geschichte Israels nach Bibel und Keilinschriften, auch über die Ereignisse bis zu den Perserkriegen und über die Phöniker. Ein vielfach verästeltes Wissen löschte dem erst 30jährigen der Tod.

Was die historischen Hilfsfächer betrifft, so sind für unseren Zeitraum vier Namen zu nennen: Zahn, Kaltenbrunner, Chroust und Pichler. Der Fundator des Steiermärk. Landesarchivs, Josef Zahn (1831—1916), war väterlicherseits bayrischer, mütterlicherseits niederösterreichischer Abstammung. Stipendienempfänger bei den Piaristen in Wien und auch auf der Universität, gelangte er über das Institut für österreichische Geschichtsforschung zu einer Stelle als Professor für Geschichte an der Preßburger k. k. Rechtsakademie. Infolge der politischen Veränderungen 1861 disponibel, bewarb sich Zahn, durch Prof. Bidermann aufmerksam gemacht, um eine Archivarsstelle am Grazer Joanneum. Und hier begann der Aufstieg des von immensem Arbeitseifer erfüllten Mannes. Über Zahn ist schon oft und eingehend geschrieben worden. Menschlich gesehen dürfte er freilich zu jenen nicht gerade angenehmen Zeitgenossen gehört haben, die nur sich selbst als Mittelpunkt des Geschehens sehen und die Entfaltung einer anderen Persönlichkeit in der näheren Umgebung unterdrücken wollen. Dazu kam, daß er mit Verbalinjuriën scheinbar nicht kargte, sogar das Gericht beschäftigte, am Ende mit fast allen ehemaligen Freunden und Fachkollegen verfeindet war und schließlich vereinsamte. Die wenig gepflegten Umgangsformen Zahns finden vielleicht eine Erklärung in dem Kindheitsmilieu, einem Fleischhauer- und Viehhändlerbetrieb. 1866 habilitierte sich Zahn an der Grazer Universität für Paläographie und Diplomatie, bald aber verschwindet sein Name wieder aus den Vorlesungsverzeichnissen. Die heimliche Liebe des um die steirische Geschichtsforschung so verdienten Mannes scheint die Bretagne gewesen zu sein. Darüber gibt es im Nachlaß nicht zu übersehende Hinweise²⁷.

Durch Karlmann Tangl von Klagenfurt nach Graz gekommen, wirkte Fritz Pichler (1843—1911) zunächst als Offizial, dann als Adjunkt am Joanneumsarchiv. Aufatmen konnte er allerdings erst, als er der Unterdrückung und Anfeindung Zahns entrann. Die beiden Männer, mentalitätsmäßig diametral entgegengesetzt, waren sich gegenseitig äußerst unsympathisch, zudem bestieg Pichler, ähnlich wie Tangl, zur ausgleichenden Tätigkeit den Pegasus. Es war Pichlers Pech, daß eben Zahn Amtsleiter war und nicht Hofrat Grillparzer, der die „belletristischen Übungen“, wie Zahn sich gehässig formulierte, wohl wohlwollender beurteilt hätte. Pichler gelang es schließlich, den Archivstaub von sich zu schütteln, er wurde Vorstand des Münzen- und Antikenkabinetts und Profes-

²⁷ D e r s., Nachlaß Zahn, LA Inventar Nr. 437, Ms 1971.

sor für lateinische Epigraphik, Numismatik und Sphragistik. Seiner publikationsfreudigen Feder entstammt eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten, erwähnt sei hier besonders das in der Reihe „Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie“ des Berliner Ordinarius für historische Geographie W. Sieglin erschienene Lexikon „Austria Romana“ (Leipzig 1902 ff. bei Avenarius). Als Dichter begegnet Fritz Pichler, ausgestattet mit dem Rüstzeug humanistischer Bildung, formgewandt und bedacht auf die Schönheit der Sprache. Sein „Episches Liederbuch, Runen und Reime“ (1875 in Hamburg bei J. F. Richter erschienen) gibt davon Zeugnis. Im Gegensatz zu Tangl wirken seine Dichtungen freilich bisweilen etwas gelehrt und gekünstelt. Die Seele schwingt nicht mit. Pichler, schließlich Ritter des königlich-preußischen Kronenordens, war Mitglied des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Berlin, Rom und Athen.

Ein Lorbeer sammelnder und einflußreicher Mann wurde — allerdings nicht in seiner Geburts- und Studienstadt Graz, sondern in Würzburg — Anton Chroust (1864—1945). 1887 in Graz Privatdozent für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften, soll er wegen Beteiligung an der Gründung des Vereins „Südmark“ von der hiesigen Universität „entfernt“ worden sein. Ein aktenmäßiger Nachweis für diese Behauptung läßt sich jedoch nicht erbringen²⁸. Chroust avancierte schließlich in München und wurde 1902 Ordinarius in Würzburg, wo er als einziger Professor in Deutschland einen Lehrauftrag für österreichische Geschichte erhielt. Von Chrousts vielen Publikationen seien hier nur die neun Doppelbände „Monumenta Palaeographica“ genannt, die mit Unterstützung Kaiser Wilhelms II. erschienen (1902 ff.). Mit zwei Aufsätzen in der „Tagespost“ berührte er auch lokalgeschichtliche Themen („Streifzüge auf dem Gebiet der steiermärkischen Ortsgeschichte“ und „Graz und die Hengistburg“, Tagespost 1889, Nr. 182 u. 357).

Oberösterreicher aus Kirchdorf an der Krems war ein weiterer Vertreter der Hilfswissenschaften, Ferdinand Kaltenbrunner (1851—1902), Sohn eines Rechtsanwaltes. Nach Studien in Graz, München, Leipzig und Berlin wurde er Dozent an der Grazer Universität, ging aber 1881 nach Innsbruck, vorwiegend mit der päpstlichen Diplomatie beschäftigt.

Erster Vertreter der klassischen Archäologie in Graz wurde der aus einer alten Pastorenfamilie in Hamburg-Altona stammende Wilhelm Gurlitt (1844—1905). Als Sohn des Landschaftsmalers Louis Gurlitt teilte er dessen Wanderleben in einer Reihe von Ländern und Städten. In

²⁸ Vgl. die Divergenzen Zahn — Chroust — Zwiedineck — Beckh — Mell u. a. in den Akten, in den MIOG 1872 und in Beckhs Buch „Ein Kampf ums Recht“, 1884 erschienen.

Rom geboren, in Athen aufwachsend, studierte er in Göttingen und wirkte dann einige Zeit in Wien als Gymnasiallehrer und Erzieher im Fürstenhaus Salm. Gurlitt war Altertumsforscher im weitesten Sinn, begab mit hinreißender Rede, sein Blick umfaßte mit gleicher Weite die Überlieferung der Kunst vergangener Zeiten wie ihre Entwicklung in der Gegenwart. Als ein von griechischem Geist und griechischer Heiterkeit erfüllter Mensch, schrieb er ein glänzendes Buch über Pausanias (Graz, bei Leuschner & Lubensky 1890), gewidmet seinem Vater, „dem Meister der Darstellung griechischer Landschaft“. 1890 wurde Gurlitt Ordinarius und 1. Vorstand des in der Folge errichteten archäologischen Instituts. Von Haus aus vielseitig interessiert, leitete er auch Ausgrabungen in Pettau. Die Begründung des Steiermärkischen Landesmuseums ist weitgehend sein Werk. Ziel des in der Elisabethstraße 37 wohnenden Mannes waren jedoch nicht Geld, Titel und Würden, stets blieb er fern von Eitelkeit, die der Stempel kleiner Geister ist. Emil Ertl, der Gurlitt einen dichterisch empfundenen Nachruf widmete, nannte ihn einen „Unausschöpflichen an Geist, Witz, Humor und Herzensgüte mit Wärme und Weichheit des Gefühls“. Als Presbyter der evangelischen Gemeinde in Graz hegte er neben den marmornen Göttern der Schönheit im Innern das Vorbild jener unsterblichen Gestalt, von der in tiefster Seele ergriffen zu sein er offen zu zeigen sich nicht scheute.

Deutsche Sprache und Literatur war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf der Grazer Universität noch ein „neues Fach“. 1775 hatte F. X. Gmeiner, wie wir gehört haben, Literaturgeschichte so nebenbei traktiert, er war ja Kirchenhistoriker. Der Germanist, der die Reihe der sehr bekannt gewordenen Gelehrten dieser Fachrichtung eröffnet, ist der Schlesier Karl Gotthelf Jakob Weinhold (1823—1901). Der älteste Sohn von sieben Kindern eines Pastors wandte sich zunächst der evangelischen Theologie zu, wechselte in Breslau jedoch bald auf die philosophische Fakultät, ging 1845 nach Berlin und promovierte in Halle im darauffolgenden Jahr. Ein Habilitierungsversuch in Greifswald mißlang, doch machte in Halle ein Todesfall eine Lücke frei, in die Weinhold trat und mit Vorlesungen über deutsche Mythologie begann. Von Jakob Grimm gefördert, erlangte er bereits mit 26 Jahren ein Extraordinariat in Breslau, allerdings mit bescheidener Ausstattung, so daß eine österreichische Berufung nach Krakau als Ordinarius nicht ungelegen kam. Doch schon 1851 übersiedelte Weinhold nach Graz, eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltend. Sein bekanntestes Werk „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“, an der Saale begonnen, an der Oder fortgesetzt, an der Weichsel beendet, an der Mur mit der Einleitung versehen, hat von hier aus seinen Weg in die Öffentlichkeit genommen (erschieden

in Wien 1851 bei Gerold). „Aus Verehrung gegen deutsche Frauen habe ich dies Buch in meinen Gedanken beschlossen“, sagt Weinhold im Vorwort zur ersten Auflage. Zeitlebens seinen Idealen nicht untreu werdend, schließt er in der dritten Auflage (1897): „Die Frauen sind das Licht der Landschaft, sind der kühle, belebende Wind in den heißen sommerlangen Kampfestagen, sind der Regen auf dürres Erdreich.“ Weinhold hatte eine Vorliebe für bilderreiche, bisweilen altertümelnde Sprache. Es ist hier nicht der Ort, all seine Publikationen aufzuzählen. Der schlesische Literaturhistoriker hat sich auch mit steirischen Belangen beschäftigt. Wenn er die Jahrhunderte zurückblickte, sah er hier den dichterischen Funken zwar schlummern, jedoch in der Blütezeit der mittelalterlichen Literatur nicht ganz ohne Ruhm. Die Publikation über den „Anteil der Steiermark an der deutschen Dichtung des 13. Jahrhunderts“ ist das Ergebnis seiner Untersuchungen. Als Fernstehender scheute er sich auch nicht, sich in die diffuse Genealogie der steirischen Stadecker zu vertiefen. Weinhold, dem Äußeren nach ein wenig an Franz Liszt erinnernd, selbst musikalisch begabt, wird als vornehme, etwas distanzierende Persönlichkeit geschildert, schwierig für Studenten, da er mit Ratschlägen kargte. Aus vielen seiner Schriften spricht die tiefe Überzeugung von der Größe des deutschen Volkes. Weinhold begegnete als Protestant in Graz einige Schwierigkeiten, wir finden ihn in der Folge in Kiel, dann wieder in Breslau, mit 65 Jahren übernimmt er die hochangesehene Lehrkanzel in Berlin, vornehmlich auf dem Gebiet der Mythologie und Volkskunde arbeitend, auch die Steiermark Betreffendes, mit der er durch Ilwof noch lange in Verbindung blieb.

Aus Rumburg in Böhmen kam Anton Schönbach (1848—1911), Sohn eines Uhrmachers und späteren k. k. Oberingenieurs. Er besuchte ein Piaristengymnasium, dann die Universitäten Wien und Berlin, habilitierte sich 1872 in Wien, erlangte durch günstige Konstellation ein Jahr später eine Professur in Graz und wurde bereits 1876 Ordinarius. Eine dauernde Lähmung des rechten Fußes hinderte ihn nicht, mit unermüdlichem Arbeitseifer eine Fülle von Publikationen zu erstellen. Zuerst der neueren Literatur zugewandt, ist es in der Folgezeit die altdeutsche, aus der er zahlreiche Texte veröffentlicht, besonders angezogen von Denkmälern, in denen das christliche Element deutlich zum Ausdruck kam, in der Ansicht, „daß eine erschöpfende Erkenntnis der Geschichte des deutschen Nationalcharakters vom ausschließlich germanischen Standpunkt aus nicht möglich sei, daß vielmehr der Eintritt des Christentums in das deutsche Wesen dieses aufs stärkste beeinflußt und umgebildet habe“. 1896 ff. erschienen, von Schönbach herausgegeben, drei Bände „Deutsche Predigten“, 1897 „Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung“.

An einen größeren Leserkreis wandte sich sein Buch über Walther von der Vogelweide, das 1890 in erster, 1910 in dritter Auflage erschienen ist. Zu steirischen Belangen seien hier nur die Veröffentlichung über eine Grazer Handschrift lateinisch-deutscher Predigten (1890) und die mit Bischoff veranstaltete Ausgabe der „Steirischen und Kärnthischen Taidinge“ (1881) genannt. Schönbach, der neben seiner schriftstellerischen Begabung auch eine starke Rednergabe besaß, setzte als Universalerben die Wiener Akademie der Wissenschaften ein und vermachte Wertpapiere über 18.000 Kronen zur Förderung altdeutscher Forschungen. In seinem Sommerurlaubsort, in Schruns, ist der Geistesheros, man darf ihn wohl so nennen, gestorben.

Drei Auflagen erlebte die „Auswahl aus Ulfilas gotischer Bibelübersetzung“ und vier Auflagen die Bearbeitung der „Althochdeutschen Grammatik“ von Hahn von Adalbert Jeitteles (1831—1908), der ab 1868 in Graz als Dozent wirkte, in der Folge aber den Direktorposten der Innsbrucker Universitätsbibliothek bekleidete. Jeitteles war ein Sohn des unter dem Namen Justus Frey publizierenden Arztes und formgewandten Dichters Andreas Jeitteles, der vom Judentum zur katholischen Kirche übergetreten war. Adalbert Jeitteles kehrte im Ruhestand wieder nach Graz zurück, wohnte verwitwet in der Grazbachgasse 29, bestimmte seine Verbrennung in Gotha, ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassend. Zum Universalerben setzte er das „Volksheim“ Wien ein.

Vorwiegend als Hebbel-Forscher trat der Mährer Richard Maria Werner (1854—1913) in Erscheinung, in Graz 1878 als Privatdozent, seit 1883 als Professor in Lemberg. Neben literarhistorischen Themen pflegte er auch das Essay.

Obwohl weit in das 20. Jahrhundert hereinragend, muß von den Literaturhistorikern noch der Mainfranke Bernhard Seuffert (1853—1938) genannt werden. 1887 außerordentlicher und 1892 ordentlicher Professor an der Grazer Universität, „hat Seuffert“, um Josef Nadler zu zitieren, „der Jugend, dem Vaterlande und dem deutschen Volke gedient“, mehr als ein Menschenalter. Unübersehbar ist die Zahl seiner Arbeiten, die er für alle Fachzeitschriften seines Zeitalters lieferte. Mit Schönbach leitete er die „Grazer Studien zur deutschen Philologie“. In die Geschichte der Literaturwissenschaft ist er bekanntlich vor allem als Wieland-Forscher eingegangen.

Der Begründer der stammesgeschichtlichen Betrachtung der deutschen Literatur, August Sauer (1855—1926), aus deutschböhmischer Familie wirkte nur fünf Semester an der Grazer Universität, um dann einer Berufung an die deutsche Universität in Prag zu folgen.

Um die Geschichte der Medizin schließlich hat sich Viktor Fossel

(1846—1913) verdient gemacht, 1898 zum Professor dieses Faches ernannt, das bislang an der Grazer Universität noch nicht vertreten war.

Wenn wir noch einen Blick auf die Geschichte der Kunst werfen, so müssen wir den ersten Leiter des 1892 geschaffenen kunsthistorischen Instituts, Josef Strzygowski (1862—1941), nennen, der in der Folge nach Wien ging, aber bereits während seiner Grazer Zeit bedeutende Arbeiten veröffentlichte, eindringend in die Kunst Vorderasiens.

Priester und Kaplan auf verschiedenen Pfarren war der spätere Privatdozent für christliche Archäologie und Kunstgeschichte, Johann Evangelist Graus (1836—1921). Über dreißig Jahre betreute er die Zeitschrift „Kirchenschmuck“ in dem Bestreben, in den entlegensten Winkeln des Landes nach Schätzen kirchlicher Kunst vergangener Jahrhunderte zu suchen. Da Graus auch den Horizont über die engeren Landesgrenzen weitete, bekam die Zeitschrift sogar eine gewisse internationale Bedeutung. Graus, seit 1872 auch Nachfolger Scheigers als Konservator für Steiermark, nebstbei auch ein Meister der Feder, hat sich, wenn auch manche Gedankengänge überholt erscheinen, den Ruf eines bedeutenden Lehrers erworben.

Wir schließen unsere Reihe mit dem Musikhistoriker Friedrich von Hausegger (1837—1899). Nach einer sehr bewegten Jugend in Montana in Istrien, Triest, Lemberg, Wien und Ofen als Sohn eines altösterreichischen Staatsbeamten, zwang ein chronisches Leiden den musikbegeisterten Mann zu nüchternem Broterwerb: Er wurde Advokat in Graz, doch erhielt er 1872 eine Dozentur für das ihn interessierende Wissensgebiet. Er veröffentlichte eine Reihe gernegelesener musikwissenschaftlicher Arbeiten, wobei man freilich einigen seiner Ansichten auch andere gegenüberstellen kann. Was ihm das Schicksal im Leben verwehrte, gelang bekanntlich seinem Sohn Sigmund v. Hausegger als Dirigent.

Wenn wir versuchen wollten, eine Statistik der Stammesherkunft der hier genannten Männer der Wissenschaft anzulegen, fänden wir Vertreter aus Bayern, Böhmen und Mähren, aus Baden, dem Elsaß, aus Franken, Galizien, Hamburg, Hessen, Kärnten, Krain, Steiermark, Schlesien, Tirol, Westfalen, Württemberg und Wien. Wir würden feststellen, daß die Sudetendeutschen mit Abstand die Spitze halten, auch wenn man den Umstand berücksichtigt, daß die oft über die ganze Weite des alten Österreich verstreuten Geburtsorte der aus den verschiedensten sozialen Schichten Stammenden nicht immer einen Hinweis auf die landsmannschaftliche Herkunft ergeben.

Wir schauen zurück: Von den vielen Namen, die wir hier genannt haben, von den vielen Persönlichkeiten, die uns begegnet sind, bleibt eine stattliche Zahl, die in der Ruhmeshalle des Geistes zeitlos verewigt ist.

Wie rund 240 andere wissenschaftliche Gesellschaften verschiedenster Fachbereiche aus dem ganzen Bundesgebiet gehört auch

Der Historische Verein für Steiermark

dem Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs (1070 Wien, Lindengasse 37) an.

Der wissenschaftliche Verlag des Verbandes hat seit 1953 über 300 Werke herausgebracht, vor allem Spezialliteratur in Kleinstauflagen und Billigdruckverfahren, aber auch Jahrbücher in schöner Ausstattung. U. a. betreut er die Reihe „Dissertationen der Universität Graz“. Mitglieder der dem Verband angeschlossenen Gesellschaften können unter Berufung auf ihre Mitgliedschaft alle Verlagswerke mit 25 Prozent Rabatt beziehen.

Auswahl neuerer Titel:

Die Babenberger und was von ihnen blieb. Aus der Reihe „Aus Österreichs Wissenschaft“. 128 Seiten, 35 Schwarzweißbilder und 4 Farbtafeln. Mitgliederpreis S 82.50 statt S 110.— (Ladenpreis).

Haus und Hof in Österreichs Landschaft. Jahrbuch 1973. 239 Seiten, 56 Bildtafeln. Mitgliederpreis Leinen S 75.— statt S 100.— (Ladenpreis), broschiert S 67.50 statt S 90.—

Helmut G. A s p e r, Spieltexte der Wanderbühne. Aus der Reihe „Quellen zur Theaterforschung“. 189 Seiten, Mitgliederpreis S 64.— statt S 85.— (Ladenpreis).

Heide B a u e r, verhehlicht H a u s s n e r, Die Salzburger Messingindustrie in den Hämmern Ebenau und Oberalm (1588—1844). Dreifachband, 314 Seiten, 3 Karten, Mitgliederpreis S 123.50 statt S 165.— (Ladenpreis).

Margarete B u c e k, verhehlicht Z e l f e l, Geschichte der Seidenfabrikanten Wiens im 18. Jahrhundert (1710—1792). Doppelband, 219/LVII Seiten, 1 Karte, Mitgliederpreis S 94.— statt S 125.— (Ladenpreis).

Klaus E d e l, Karl Abraham Wetzlar, Freiherr von Plankenstern 1715(16)—1799. Dreifachband, 291 Seiten, 16 Abb., Mitgliederpreis S 123.50 statt S 165.— (Ladenpreis).

Erich K u e n b u r g, Im Dienste zweier Kaiser, 74 Seiten, Mitgliederpreis S 54.— statt S 72.— (Ladenpreis).

Robert M e s s n e r, Die Wieden im Vormärz, 438 Seiten, 2 Karten, Mitgliederpreis S 281.— statt S 375.— (Ladenpreis).

Helmut N a d e r, Das Viertel unter dem Wienerwald im Spiegel des Bereitungsbuches von 1590/91, Dreifachband, 362 Seiten, 2 Karten, Mitgliederpreis S 123.50 statt S 165.— (Ladenpreis).

Eva S c h m i d, verhehlicht L a c k, Wenzel Philipp Leopold Baron von Mareschal, ein österreichischer Offizier und Diplomat, 1785—1851, Dreifachband, 285 Seiten, Mitgliederpreis S 123.50 statt S 165.— (Ladenpreis).

Christl S t e i n e r, verhehlicht D u r d i k, Die Bader und Barbieri (Wundärzte) in Wien zur Zeit Maria Theresias (1740—1780), Doppelband, 203/XVI Seiten, Mitgliederpreis S 94.— statt S 125.— (Ladenpreis).

Wolfram Z e i t l e r, Die Stellung der Donaumauten in der räumlichen Ordnung Altbayerns. Doppelband, 218 Seiten, 2 Karten, Mitgliederpreis S 94.— statt S 125.— (Ladenpreis).

Sonderangebote aus Restbeständen zu wesentlich verbilligten Preisen werden fallweise in der Österreichischen Hochschulzeitung verlautbart.

Die österreichische Literatur

1973

1. Jahrgang

Im Jahr 1973 erschien die 40. Ausgabe des Jahrbuchs der Österreichischen Literatur, herausgegeben von Helmut Nader. In diesem Jahrgang sind 12 Aufsätze veröffentlicht, die sich mit verschiedenen Aspekten der österreichischen Literatur beschäftigen. Die Aufsätze sind: 1. Die österreichische Literatur im Kontext der europäischen Literatur, 2. Die österreichische Literatur im Kontext der deutschen Literatur, 3. Die österreichische Literatur im Kontext der französischen Literatur, 4. Die österreichische Literatur im Kontext der italienischen Literatur, 5. Die österreichische Literatur im Kontext der spanischen Literatur, 6. Die österreichische Literatur im Kontext der russischen Literatur, 7. Die österreichische Literatur im Kontext der polnischen Literatur, 8. Die österreichische Literatur im Kontext der tschechischen Literatur, 9. Die österreichische Literatur im Kontext der jugoslawischen Literatur, 10. Die österreichische Literatur im Kontext der griechischen Literatur, 11. Die österreichische Literatur im Kontext der türkischen Literatur, 12. Die österreichische Literatur im Kontext der arabischen Literatur.

Das Jahrbuch der Österreichischen Literatur ist ein wichtiges Dokument für die Forschung in der österreichischen Literatur. Es enthält nicht nur Aufsätze, sondern auch Rezensionen, Buchbesprechungen und andere Informationen. Die Aufsätze sind von namhaften Autoren verfasst, die in der österreichischen Literaturwissenschaft tätig sind. Die Rezensionen sind von den Mitarbeitern des Jahrbuchs verfasst. Die Buchbesprechungen sind von den Mitarbeitern des Jahrbuchs verfasst. Die Informationen sind von den Mitarbeitern des Jahrbuchs verfasst.